Die Legende des Nefertim

Kevin Michael Schott

Das Buch:

Seit Jahrhunderten schlägt der Finsterfluch unerbittlich zu. Eine uralte Krankheit, die Körper und Geist zerfrisst, hat die Erde erreicht und Nero befallen. Doch die Visionen, die ihn heimsuchen, geben ihm Hoffnung: In der mysteriösen Welt von Umir könnte eine Rettung auf ihn warten. Als er in diese Welt aus fliegenden Inseln eintaucht, gerät er zwischen zwei rivalisierende Mächte, die ihm ein Heilmittel versprechen. Während die einen auf magische Artefakte schwören, die ihm erste Linderung verschaffen, glauben die anderen an die uralte **Legende des Nefertim**, die den Finsterfluch bezwingen soll. Doch wem kann Nero vertrauen? Was hat es mit der Legende auf sich? Und was kann ihm wirklich helfen, um den Kampf gegen die tödliche Krankheit zu gewinnen?

Prolog

Die Hitze war erdrückend. Ich streifte mir den Schweiß von der Stirn, meine Augen konnte ich kaum offen halten. Um mich herum erkannte ich nichts weiter als lodernde Flammen und pechschwarzen Qualm. Das Atmen fiel mir schwer. Nicht nur wegen des Rauchs, sondern wegen des Gestanks von verbranntem Fleisch. Einen Ausweg sah ich schon lange nicht mehr und irrte nur vor mir her. Ich merkte, wie es bergab ging. Als würde ich eine Treppe hinuntergehen und jede weitere Stufe war steiler als die vorherige. Ein paar Schritte später fiel ich auf den Rücken. Weder links noch rechts fand ich Halt – minutenlang rutschte ich durch dichten schwarzen Smog. Irgendwann verblasste die Hitze, es wurde feucht und hell. Ich krallte mich an meinen Schultern fest und raufte mich zusammen, als mich eine Kältewelle überrumpelte. Im nächsten Moment steckte ich im Schnee fest, als hätte mich eine Lawine erfasst. Ich zitterte bis auf die Knochen, so wie ich noch nie in meinem Leben zitterte.

„Wo bin ich hier nur hingeraten?!“, brüllte ich verzweifelt und hörte mein Echo mehrmals widerhallen.

Noch war alles um mich herum leuchtend weiß, aber der Schnee schmolz, das Licht verblasste und ich war schon wieder allein in der Dunkelheit. Nicht mal mehr meine eigene Hand konnte ich vor Augen erkennen. Als ich ein paar Meter ging, fühlte es sich erst weich an, wie Gras, doch dann hart, wie Stein, als wäre ich in einer

Höhle gelandet. Ich kniff meine Augen zusammen, da es mir so vorkam, als würde ich die Umrisse eines Tunnels erkennen, an dessen Ende ein Licht glimmte. Als ich mich konzentrierte, hörte ich aus dem Hintergrund ein Tapsen, nein, eher ein Knurren. Ich drehte mich aber nicht um und rannte geradewegs davon. Ich wollte gar nicht wissen, was mich verfolgen würde. Doch kurz bevor ich erkennen konnte, was sich am Ende des Ganges befand, kam etwas von rechts aus einem Nebengang angeflogen und schnappte mich weg: ein riesiger schwarzer Vogel, der mich an den Schultern griff.

Vor Schreck war ich so verkrampft, dass ich meine Augen verschlossen hielt. Als ich sie wieder öffnete, flog ich über ein riesiges Land voller schwebender Inseln. Es war dunkel, doch die Sterne am Himmel funkelten hell. Eigentlich sah alles friedlich aus, bis mich der Vogel losließ und ich in unendliche Tiefen stürzte. Ich streckte meine Arme nach oben aus und wollte nach etwas greifen, aber kilometerweit um mich herum war nur Leere. Die Inseln waren zu weit entfernt und ich konnte sie nur noch verschwommen erkennen.

„Ist *das* der Boden?“ Ich konnte aus der Ferne eine glitzernde Barriere unter mir sehen. Sie funkelte in blauen, grünen und roten Tönen. Aber sie kam so schnell näher, als würde ich jede Sekunde aufschlagen. Je dichter ich der mystischen Barriere kam, desto stürmischer wurde es um mich herum. In allen Richtungen begann es zu blitzen und donnern. Die Himmelsschreie waren so laut, dass ich meine eigenen Gedanken nicht mehr hören konnte. Alles um mich herum vibrierte und flirrte, mein Kopf brummte und meine Sicht verschwamm. Ich kniff

die Augen zusammen und hielt mir die Ohren so fest zu, wie ich nur konnte.

Die Stille beunruhigte mich. Auf einmal flog ich nicht mehr durch die Luft, hörte kein Unwetter mehr und spürte keine Vibration auf der Haut. Ich traute mich aber nicht, meine Augen zu öffnen. „Bin ich tot, oder war es wieder einer dieser Träume?“

Langsam nahm ich einen pulsierenden Schmerz in meinen Adern wahr – und zwar allen Adern im gesamten Körper, von Kopf bis Fuß. Ich war schweißgebadet und klatschnass. Am Rücken, am Bauch, an der Brust, an den Unterarmen, an den Schienbeinen, überall. Mir wurde kalt, eiskalt. Doch das Pulsieren nahm ruckartig zu. Meine Arme und Beine wollten jeden Moment vollständig verkrampfen. Die Schmerzen wurden Tag für Tag schlimmer, als hätte ich dauerhaft Muskelkater.

„Wann hört das endlich auf?“, entwich mir erschöpft, als ich langsam meine Augen öffnete. Ich blickte auf meine Unterarme und bemerkte, dass wieder ein paar schwarze Adern dazugekommen waren. Mittlerweile war mein ganzer Körper von diesen dunklen Flecken und Venen überzogen. Am schlimmsten war es an den Oberschenkeln und am Bauch, als würde sich meine seltsame Krankheit von dort ausbreiten. An den Armen und Unterschenkeln wuchs die Dunkelheit zwar auch, aber sie verblasste nach und nach. In Richtung Kopf und über meinem Hals reichte die Finsternis noch nicht.

Plötzlich klingelte der Wecker. Es war 06:30 Uhr. Schon wieder so früh, schon wieder so schlecht geschlafen. Ich rieb mir minutenlang die Augen und gähnte unzählige Male, bis ich mich in die Dusche schleppte.

Es war mein Ritual, lange und ausgiebig zu duschen, vor allem heiß. So heiß, dass mein kleines Bad immer komplett beschlagen war und ich meinen Spiegel kaum trocken wischen konnte, um darin mein Spiegelbild zu sehen.

„Verdammt!!!“, brüllte ich vor Schreck. Ich traute mich kaum, nochmal in den Spiegel zu blicken, den ich eben so mühsam trocken gewischt hatte. „Das sah aus wie...wie...wie dieser Vogel...aus meinem Traum. Jetzt sehe ich die Bestien schon tagsüber?“

Als ich einen zweiten Blick erhaschte, konnte ich mich zum Glück wieder selbst erkennen. Ich versuchte, zu verdrängen, was ich gesehen hatte. Da ich schon wieder spät dran war, packte ich schnell meine Sachen zusammen und machte mich auf den Weg zur Arbeit. Doch bereits im Treppenhaus war ich paranoid und drehte mich immer wieder um. Bei jedem Schatten, den ich wahrnahm, dachte ich an diesen schwarzen Vogel. Als ich unten ankam und kurz einen Blick in meinen Briefkasten warf, hörte ich ein Tapsen am Ende des Flurs.

„Das ist doch...das Tapsen aus dem Tunnel...“ Blitzschnell verließ ich das Haus und drehte mich nicht mehr um. „War das jetzt der Hund der älteren Frau im Erdgeschoss, oder verfolgen mich meine Träume noch bis zur Arbeit?“

Ich marschierte förmlich durch die Straßen.

„Hey! Pass doch auf!“, brüllte mich jemand an, den ich aus Versehen anrempelte. Ich reagierte gar nicht darauf und blickte weiterhin nach unten auf die Straße. Irgendwie wollte ich zur Arbeit kommen, ohne mich umzudrehen oder aufzublicken. Mich ließ der Gedanke

nicht los, dass alles um mich herum schon wieder voller Schatten und dunkler Kreaturen war. Die Schmerzen von heute Morgen waren noch nicht abgeklungen und kalt wurde mir auch schon wieder.

Normalerweise fuhr ich mit der Straßenbahn, aber das waren mir an diesem Morgen zu viele Leute auf zu engem Raum. Dort könnte ich nicht sehen, ob sich der schwarze Vogel nähern würde, geschweige denn ihm entkommen. „Aber dann komme ich noch deutlich später auf Arbeit an...“, rang ich mit mir. „Egal, das hänge ich hinten ran.“

Eine Weile später kam ich im Büro an. Bevor mein Chef mich überhaupt fragte, warum ich heute so spät kam, schickte er mich prompt zum Arzt.

„So, wie du aussiehst, kannst du dich keine einzige Sekunde konzentrieren, Nero. Ich brauche dich bei 100%“, sagte er.

Also konnte ich mich den ganzen Weg zurück quälen und meinen Hausarzt besuchen. Nachdem ich ewig brauchte, um dort anzukommen, und beinahe im Wartezimmer angewachsen war, wurde ich endlich aufgerufen. Mein Arzt war ein netter weißbärtiger Herr, aber er nahm mich nie wirklich ernst und schrieb mich immer nur krank.

„Schlafen Sie sich mal richtig aus, Herr Dester“, pflegte er stets zu sagen. Ich kam nicht mal dazu, ihm von meinen Leiden und schwarzen Adern zu erzählen, da hatte ich schon einen Krankenschein in der Hand. „Und heute Abend muss ich noch zur Familienfeier“, seufzte ich.

* * *

Irgendwie hatte ich den Tag überstanden und es zu Fuß bis ans andere Ende der Stadt geschafft. Mein Vater hatte Geburtstag, weswegen ich ein Geschenk in der Stadt aufgetrieben hatte. Die Runde war zum Glück klein: meine Eltern, Tante, Schwester sowie Großeltern. Ich kam genau zum Abendbrot an und konnte mich dadurch dem Smalltalk größtenteils entziehen. Doch meine Tante wollte mich trotzdem nicht verschonen: „Sag mal Nero, willst du dieses Jahr noch in den Urlaub?“

„Hab das Geld noch nicht zusammen.“

„Und wo soll es hingehen?“

„Nordkorea.“

Es herrschte kurz Stille am Tisch. „Ist dein Leben so langweilig, dass du ausgerechnet dort Urlaub machen musst?“, hakte meine Mutter nach. „Dort kommst du doch nie wieder von zurück!“

Den Gedanken hatte ich auch manchmal: „Was wäre, wenn ich wirklich nicht zurückkomme? Was passiert dort mit mir? Werde ich ins Gefängnis gesteckt und gefoltert? Irgendwie reizt mich das“, sagte ich. „Ein Land wie Spanien, Italien, Griechenland könnte ich schnell und unkompliziert erreichen. Dort ist es gefühlt immer warm und an jeder Ecke gibt es McDonalds und Starbucks. So richtig reizvoll ist das nicht.“

„Aber man kann sich dort schön am Strand sonnen“, scherzte meine Schwester neben mir.

„Also ein Urlaub, in dem ich richtig was erlebe“, erwiderte ich sarkastisch. Wahrscheinlich spürte ich mittler-

weile zu wenig durch meine Krankheit und brauchte deswegen diesen Kick.

Mein Leben war im Grunde genommen einseitig. Ich fragte mich ständig, ob das nicht bei jedem Menschen so war. Jeden Tag macht man dasselbe, vor allem auf den Wochentag bezogen. Am Wochenende war ich total platt von der monotonen Woche, da fragte ich mich: *Wie können die Leute nur so viel unternehmen? Mit den Freunden und der Familie sonst wohin reisen, jegliche Events besuchen und auf den Social-Media-Bildern immer freundlich grinsen?*

Dafür fehlte mir absolut die Energie. Aber vielleicht war meine Zeit gekommen, denn ich wollte versuchen, aus meinem Leben auszubrechen. Ich wollte etwas Neues ausprobieren. Mir gingen so viele Fragen durch den Kopf. „Wollt ihr denn nicht wissen, wie es dort aussieht? Also durch die eigenen Augen gesehen, nicht durch Bilder im Internet? Wie ist die Luft? Wie schmeckt das Essen? Wie sehen die Leute aus? Welche Kleidung tragen sie? Sind sie freundlicher als hier? Ist es dort laut? Sind die Straßen voll? Ist es sauber oder dreckig? Wie ist...“

„Eigentlich nicht“, warf meine Mutter ein und begann zu lachen. Die anderen lachten ebenso.

Doch mich ließen diese Fragen nicht los, weil es eine gewisse Unerreichbarkeit mit sich brachte. Ich wollte so eine Reise unternehmen. Etwas, das mich auf andere Gedanken brachte, wo ich mich nicht ständig vor jedem Schatten fürchten musste.

Zum Glück verging der Abend schneller als gedacht und die Gespräche verliefen oberflächlich. Jetzt stand nur

noch mein langer Heimweg an. „Schon wieder zu Fuß oder doch lieber Bahn?“

Als ich feststellte, dass ich noch gut eine Stunde unterwegs sein würde, wurde ich ungeduldig und stieg doch in der nächsten Station ein.

Die Abteile waren zwar generell nicht mehr so voll, doch meiner wurde nach jedem Stopp ungleich leerer, bis ich nach ein paar Stationen allein dort saß. Jedes Ruckeln im Boden ließ die Lichter kurz flackern. *Auch das noch*, dachte ich mir und schloss langsam die Augen. Doch das Ruckeln häufte sich. Immer öfter und schneller ruckelte es, gar unnatürlich oft, als würden wir über Schotter fahren.

Als ich meine Augen öffnete und aufstehen wollte, fiel ich rückwärts auf meinen Sitz zurück und wurde vor lauter Furcht in den Sitz gepresst. Mir gegenüber saß ein riesiger Kerl, der locker über zwei Meter groß sein musste und gefühlt auch zwei Meter breit war. Er trug einen Hut, aus dem links und rechts seine Hörner empor standen. Dieses Biest war so muskulös, dass seine dicken Arme und Beine immer noch gut sichtbar waren, obwohl der schicke rote Anzug ziemlich grob und weit geschnitten war. Mit seiner ledrigen Haut warf er mir einen ernsten Blick entgegen und schnaufte wie ein Stier. Er war sogar einer, stellte ich dann fest.

„Ich bilde mir das nur ein...ich bilde mir das nur ein...ich bilde mir das nur ein...“, wiederholte ich innerlich und schloss meine Augen fest.

„Sieh mich an!“, brüllte der Stier mit seiner tiefen Stimme. Ruckartig öffnete ich meine Augen. Links und rechts neben ihm ragten zwei gewaltige Bestien bis zur

Decke aus dem Boden, aber ich traute mich nicht ihre Silhouetten zu analysieren und blieb auf den Stier fokussiert. „Umir ruft nach dir, du kannst es nicht länger ignorieren“, sagte er.

„Wer ist Umir?“

Er schüttelte den Kopf und brummte dabei so laut, dass die Lichter nochmal flackerten. „Der Finsterfluch frisst dich auf. Wenn du nicht sterben willst, musst du nach Umir kommen. Die Zeit rennt davon.“

Kurz darauf erhob sich der Stier und mein Abteil wurde erneut kräftig durchgeschüttelt. An der nächsten Haltestelle stiegen er und seine Begleiter aus. Die Beleuchtung funktionierte wieder einwandfrei und es kamen normale Passagiere hinzu.

„Hab ich mir das nur eingebildet?“, grübelte ich auf dem Heimweg.

Zu Hause angekommen saß ich in meiner Decke eingerollt die ganze Nacht vor dem PC und recherchierte nach den Symptomen. Obwohl ich meine Heizung voll aufgedreht hatte, fror ich durchgehend. Der Stier hatte Recht, meine Zeit rannte davon. Aber als ich nach „Umir“ suchte, wurde ich nicht fündig. Ich hatte in den verstecktesten Foren des Darknets gesucht und die wildesten Verschwörungstheorien gefunden. Einerseits fand ich es amüsant und konnte meine Dämonen kurzzeitig vergessen, andererseits frustrierend, da ich nicht fündig wurde.

Mein Wecker klingelte – es war wieder 06:30 Uhr. Ich war mit dem Kopf auf der Tastatur eingeschlafen und hatte vergessen ihn auszustellen, da ich offiziell krankgeschrieben war. Die Chats und Foren aus der Nacht

hatte ich noch geöffnet. Als ich mir die Augen rieb, musste ich sie mir direkt nochmal reiben, weil ich nicht glauben konnte, was ich dort las.

„Das Portal nach Umir entdeckt“, schrieb jemand und hinterlegte dafür einen Link zu einem Darknet-Blogpost. Ich verschlang sofort alles, was ich dort finden konnte. Dieses Portal befände sich exakt im Zentrum des Bermudadreiecks, das auch Teufelsdreieck genannt wurde.

„Das ist genau mein Humor!“, schoss mir durch den Kopf. Ein Seegebiet im Atlantik, irgendwo nördlich der Karibik, was dafür bekannt war, dass Flugzeuge und Schiffe dort verschwanden. Ich fing an zu googeln: „Wie kommt man zum Bermudadreieck?“

Natürlich bekam ich keine Anleitung, nur Artikel und Videos, wie sagenumwoben dieser Ort war. Also fing ich an, mir selbst einen Plan zu schmieden, und scrollte etwas auf Google Maps herum.

„Das Dreieck spannt sich zwischen Bermuda, Puerto Rico und Miami auf. Ich könnte direkt von einem der Orte aus in Richtung der Mitte segeln“, sprach ich mit mir selbst.

Mein Bauchgefühl sagte mir, direkt von Bermuda zu starten. „Wenn ich von dort aus segle, komme ich schlimmstenfalls auf einer Insel der Bahamas, also zwischen Miami und Puerto Rico, wieder raus.“

Das Schwierige war nicht, in die Nähe zu kommen, sondern durch das Zentrum zu fahren. Ich benötigte auf jeden Fall einen Kompass oder zumindest mein Smartphone. Ferner brauchte ich jemanden, der verrückt genug war, mich dort hinzufahren, denn ich selbst konnte weder

segeln noch fliegen. „Wahrscheinlich treffe ich vor Ort irgendwen, den ich bestechen kann“, scherzte ich.

* * *

Da stand ich nun: Frisch geduscht und lauschte dem Tropfen und Zischen meiner Kaffeemaschine, bis endlich meine Tasse durchgelaufen war. Mich beruhigte der Geruch von Kaffee am Morgen, gemischt mit frischem Toast, der gerade seinen typischen gerösteten Geruch entfaltete, kurz bevor er fertig aus dem Toaster sprang. Es erinnerte mich stets an die Kindheit, vor allem sonntags, wenn meine Mutter das Frühstück vorbereitete und wir alle zusammen aßen. Ich schwelgte gern in meinen Kindheitserinnerungen, sie beruhigten mich. Vielleicht romantisierte ich die Vergangenheit zu sehr, aber es gab öfter Gerüche, die mich sofort zehn Jahre in die Vergangenheit schickten und mir dadurch ein unglaublich schönes Kribbeln durch den gesamten Körper jagten. Dieser *spanische Orange Tee*, den ich mir literweise hinterkippte, während ich meine Lieblingsserien am Abend anschaute, war mein Favorit.

Sofort stellte ich den Wasserkocher an und bereite einen Liter für meine Thermoskanne vor. Irgendein Beruhigungsmittel brauchte ich für meine Reise, denn es gab kein Zurück mehr. Meine Entscheidung war beim Duschen gefallen: Ich packe meine Sachen und mache mich spontan auf den Weg. Beim Zähneputzen hatte ich einen Last-Minute-Flug gebucht und wollte noch heute abreisen. Dass es so schnell gehen kann, war für mich überraschend.

Es war 09:56 Uhr, mein Flieger ging 13:00 Uhr. Die Koffer waren bereits gepackt – so viel brauchte ich nicht. Ich ging nochmal durch meine Wohnung und schaute, ob ich alles hatte. Die Fenster waren zu, der Müll geleert, genauso wie der Kühlschrank auch.

„Auf gehts“, sagte ich. Doch genau in dem Moment, als ich meine Tür von außen abschloss, wurde mir schwarz vor Augen. Ich fiel rückwärts um, doch landete weich. Geschockt öffnete ich meine Augen. „Ich sitze im Flieger? Hä? Was ist in der Zwischenzeit passiert?“

Ich stand panisch auf, ein paar Leute sahen mich verwundert an. Generell schien der Flieger aber ruhig, denn viele Leute hörten Musik, sahen einen Film oder schliefen. Ich öffnete den Stauraum oberhalb meines Sitzes – meine Koffer waren zum Glück da. „Komisch, was ist nur passiert?“

Doch dann wurde mir wieder schwarz vor Augen. Ich fiel in meinen Sitz, alles drehte sich und ich konnte eine Weile meine Augen nicht öffnen. Es fühlte sich wieder wie einer dieser Fieberträume an, in denen ich ständig den Ort wechselte und nie wusste, wo ich wirklich war.

Als es mir etwas später möglich war, meine Augen zu öffnen, saß ich auf einer Bank. Meine Koffer waren bei mir, ich trug aber plötzlich sommerliche Kleidung. Die Sonne küsste meine Haut und es war angenehm warm.

„Bin ich auf einer Insel?“, wunderte ich mich. Als ich mich umdrehte, sah ich ein großes Schild: „Willkommen auf den Bermuda-Inseln“.

Das ging schneller als gedacht. Ich zückte mein Smartphone aus der Hosentasche und bemerkte, dass genau so viel Zeit vergangen war, wie ich für die Anreise geplant

hatte. Ich überprüfte meine E-Mails und Chats. Anscheinend hatte ich allen Leuten schon gesagt, dass der Flug gut verlief. Ich hatte ihnen mitgeteilt, dass, falls ich nicht in spätestens vier Wochen antworte, irgendwas schiefgelaufen sein muss und ich wahrscheinlich nie „Nordkorea“ erreicht hatte.

Ich ging immer der Nase nach. Die Bermuda-Inseln waren atemberaubend: tolles Wetter, klares Meer und nette Leute. Die meisten trugen Bermuda-Shorts, wie ironisch. Außerdem sprach jeder Englisch, nicht verwunderlich bei einem „britischen Überseegebiet“, wie es sich so schön schimpfte. Da ich kein Hotel hatte und keine Übernachtung vorgesehen war, machte ich mich direkt auf zum „Hamilton Harbour“, dem Hafen von Hamilton, der Hauptstadt der Bermuda-Inseln.

„Hoffentlich finde ich dort irgendwas, dass mich in Richtung Bermuda-Dreieck bringt“, kreiste mir ständig durch den Kopf. Mittlerweile verschwand das ganze Adrenalin aus meinem Körper. Ich fühlte mich, als wäre ich durch die Zeit gereist. Als hätte ich rein gar nichts in den letzten Tagen erlebt. Die Vorbereitung, meine Mitmenschen, mein Job – ich konnte mich an nichts erinnern, nur weißes Rauschen im Kopf.

„Wo war ich nur? Ist das gerade nur ein Traum? Bin ich wirklich in Bermuda? Über 6000 km von zu Hause weg? Warum kann ich mich an nichts erinnern?“

„Puuuuhhhhh“, atmete ich einmal tief aus. Mir war etwas mulmig, ich hatte schwitzige Hände und kein Hungergefühl mehr. „Hab ich mich jetzt doch übernommen?“, grübelte ich die ganze Zeit. „Jetzt aufgeben

wäre reine Geldverschwendung!“, warf mein geiziges ich sofort ein.

„Aber wie mache ich jetzt nur weiter?“, murmelte ich vor mir hin und rieb mir minutenlang die Augen. Ich war ausgesprochen müde, bis mich plötzlich ein älterer Mann aus dem Nichts ansprach: „Ist alles okay bei Ihnen?“, fragte er freundlich.

„Ja! Alles in Ordnung“, antwortete ich grinsend. Er hat mich etwas erschreckt, aber mit seinem Lächeln aufgemuntert.

„Sie sind nicht von hier, oder?“, vergewisserte er sich.

„Nein, ich bin auf der Durchreise...mehr oder weniger.“

„Wohin gehts denn, wenn ich fragen darf?“

„Das ist mir etwas peinlich gerade“, antwortete ich mit einem leichten Kichern in der Stimme, um meine Unsicherheit zu kaschieren.

„Also wollen Sie zum Bermuda-Dreieck?“, stellte der Mann lachend fest.

„Ja“, sagte ich verlegen. „Bitte lachen Sie mich nicht aus!“

„Nein, ich lache Sie keineswegs aus, das ist ein schönes Ziel. Ich bin schon öfter mit den Müllabfuhr-Schiffen dorthin gesegelt und habe mir die glitzernden Wände angeschaut.“

„Glitzernde Wände?“, fragte ich deutlich erheitert.

„Ja, dort wo die Schiffe alles abladen. Das ist so ziemlich das Zentrum des Dreiecks.“

„Kann ich dort auch mitfahren und mir das mal anschauen?“

„Natürlich, es kostet nicht mal etwas. Haben Sie noch etwas vor? Sonst bringe ich Sie zum Hafen.“

Die Aufregung wuchs in mir. „Gern!“, antwortete ich.

* * *

Wir machten uns auf den Weg in Richtung Hafen. „Warum laden die Schiffe dort eigentlich den Müll ab?“

„Lassen Sie es mich mal so sagen...“, setzte der Mann an. „Das klingt überhaupt nicht umweltfreundlich, den Müll, den wir hier haben, dort abzuladen. Aber es ist ein gutes Geschäft. Viele Länder der Welt bringen ihren Müll per Schiff hierher und bezahlen dafür Geld. Dann schicken wir täglich unsere alten Tanker ins Zentrum des Dreiecks.“

Der Mann wartete kurz, da ich ihn etwas verwundert ansah. „Deshalb alte Tanker, damit es nicht so schlimm ist, falls mal einer abhandenkommt.“

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort, da mich diese Erklärung nicht umgehauen hatte: „Also der Knackpunkt ist, beim Abladen selbst passiert etwas Wundervolles: Der Müll verschwindet hinter den glitzernden Wänden. Einfach weg! Wir konnten bisher keinen Müll umliegend entdecken, weder per bloßem Auge noch per Satellit oder U-Booten.“

„Okay, also den Part, ob das jetzt umweltfreundlich ist oder nicht, finde ich dabei eher zweitrangig“, erwiderte ich lachend. „Das Ganze ist einfach unglaubwürdig“.

„Das findet jeder, der es zum ersten Mal hört“, entgegnete mir der Mann selbstbewusst. „Aber es ist auch kaum außerhalb von Bermuda bekannt. Die Leute sehen es als

Legende an und trauen sich nicht, selbst dort hinzufahren. Dabei ist das überhaupt nicht gefährlich – es sei denn, man fährt durch die glitzernden Wände, wir wissen schließlich nicht, was genau dort passiert.“

Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte. Meine anfängliche Begeisterung war wieder in Frage gestellt. Einerseits war das alles faszinierend für mich, andererseits beunruhigend.

Was ist, wenn ich aus diesen glitzernden Wänden nicht mehr herauskomme? Sind das eventuell solche Barrieren, wie in meinen Träumen?, fragte ich mich.

Ein paar Minuten waren wir bereits unterwegs.

„So, da sind wir auch schon!“, sagte der alte Mann und winkte gleichzeitig einem Seemann zu. „Siehst du den Mann, der uns zuwinkt? Dort kannst mitfahren.“

„Jetzt war ich so fasziniert, von dem, was Sie mir erzählt haben, dass ich gar nichts von der Umgebung mitbekommen habe! Ich kenne nicht mal Ihren Namen!“

Der Mann lachte herzhaft. „Das können Sie doch noch machen, wenn Sie zurückkommen. Dann trinken wir einen Cocktail an der Bar und ich sage Ihnen meinen Namen, einverstanden?“

„Einverstanden“, nickte ich ihm lächelnd zu und gab ihm gleichzeitig die Hand.

„Okay, ich glaube, dann verabschiede ich mich jetzt von Ihnen?“, lächelte ich den Mann mit hochgezogener Augenbraue an.

„Alles klar, ich wünsche Ihnen viel Erfolg und eine gute Reise. Genießen Sie die Aussicht“, sagte er und umarmte mich einmal fest. Er klopfte mir noch zweimal leicht auf den Rücken, dann ließ er los.

Den peinlichen Moment der Stille wollte ich mit einer kurzen Frage überbrücken: „Warum bringen die anderen Länder eigentlich nicht selbst ihren Müll dorthin?“

„Das finden Sie schon bald raus“, zwinkerte er mir zu.

Ich ging in Richtung Schiff. Es war zwar heruntergekommen und alt, dennoch bemerkenswert groß. Größtenteils schwarz lackiert, doch etwas weiter oberhalb stand in weißer Schrift „Umir“. Das war mir bis zu diesem Zeitpunkt gar nicht aufgefallen.

Als ich gerade hinauf ging, blieb ich kurz stehen und vergewisserte mich, ob dort wirklich „Umir“ stand. Ich drehte mich um und rief dem alten Mann nochmal zu: „Was ist denn Umir?“

„So haben unsere Vorfahren das Zentrum genannt“, rief er zurück.

„Danke“, erwiderte ich und zeigte einen Daumen nach oben.

* * *

Eine Stunde war ich bereits auf dem Schiff unterwegs. Die ganze Zeit schon hielt mich am Rand fest, genoss den Ausblick und die angenehme Brise, die über mein Gesicht zog. Der wolkenlose Himmel und das ruhig rauschende Meer nahmen mir die Angst. Innerlich dachte ich, dass es schlimmer sei und ich seekrank würde, doch mir gefiel es, wie entspannt wir mit dem alten Dampfer über das Wasser tuckerten.

Natürlich hatte sich niemand um mich gekümmert, weswegen ich die ganze Zeit ungestört blieb. Es war

schließlich kein Luxusschiff, das schick, modern und vor allem nach Urlaub aussah. Nein, es war ein altes, rustikales Containerschiff.

Als ich über das Schiff spazierte, sah ich nur vereinzelt Matrosen, die gerade die Abladung des Mülls vorbereiteten. Einer der Arbeiter prüfte einen Container und hakte dabei auf der Checkliste auf seinem Notizbrett einen Punkt nach dem nächsten ab. Es war ein großer, schlanker und schwarzhaariger Mann. Er sah tiefenentspannt aus, als wäre er gleich mit seiner Routine fertig.

„Befindet sich der gesamte Müll in den Containern?“, fragte ich ihn.

„Ja, er wird in den Containern gelagert, damit es nicht so stinkt.“

„Aber die sind ja alle übereinandergestapelt. Werden die einfach ins Meer abgekippt?“

Der Mann lachte. „Natürlich nicht. Siehst du den Kran dahinten?“

Ich nickte.

„Mit diesem nehmen wir einen Container nach dem anderen und öffnen ihn über dem offenen Meer. Das wiederholen wir so lange, bis alle leer sind.“

„Ahh“, nickte ich erneut. „Ich habe gesehen, dass eine Stelle komplett frei ist – dort sind keine Container. Warum habt ihr es nicht voll beladen?“

„Das ist ein Platzhalter. Der schwierige Part ist, die Container wieder einzusortieren. Wir lassen immer eine Stelle frei, damit wir dort die leeren Container stapeln. Danach ist die Stelle von vorher frei und wir können dort wieder die Leeren stapeln“, sagte der Mann und gestiku-

lierte dabei, als würde er die abgekippten Container in die freie Stelle einsortieren.

„Das ergibt Sinn, sonst müsste man die Container immer und immer wieder bewegen, das spart sicherlich Zeit?“

Der Mann nickte. Ich wollte ihn eigentlich nicht von der Arbeit abhalten, aber ich hatte so viele andere Fragen, die mir durch den Kopf gingen.

„Seit wann arbeiten Sie hier schon?“

„Schon immer.“

„Schon immer?“

„Mein Vater hat hier gearbeitet, mein Opa, mein Uropa – meine Familie arbeitet schon immer hier.“

„Also eine Art Familientradition?“, scherzte ich. „Und seit wann gibt es diese...*Arbeit*?“

„Schon immer. Besser gesagt, seitdem die Menschen segeln können.“

Meine Augen funkelten neugierig. „Aber wie ist man darauf gekommen?“

„Komm, wir machen eine Pause.“ Der Mann klopfte mir auf die Schulter und führte mich zu einer wenige Meter entfernten Bank. „Zigarette?“

Eigentlich rauchte ich nicht mehr, aber nahm die Zigarette reflexartig an.

„Vor langer Zeit haben unsere Vorfahren schon davon berichtet, dass immer wieder Schiffe in Richtung Puerto Rico verschwanden. Wenn man *mittig* segelt, um nicht zu weit ins offene Meer zu gelangen, passieren seltsame Dinge. Der Kompass spielt verrückt und seine Nadeln drehen ununterbrochen im Kreis, das Steuer ist auch unkontrollierbar. Weißer Schaum steigt aus dem Wasser

auf, alles um einen herum wird neblig und man sieht die eigene Hand vor Augen nicht mehr.“

Während der Mann erzählte, zog ich aufgeregt an meiner Zigarette und spürte, wie der aufgestaute Druck in meiner Lunge schließlich Bahn brach und mich zu einem heftigen Hustenanfall zwang. Die Situation erinnerte mich an den Tag, als ich das erste Mal rauchte und den dicken Qualm im Hals nicht zurückhalten konnte. Wir brachen beide in Gelächter aus, dann fuhr er fort: „Aber wenn man diesen Schutzwall durchdrungen hat, kommt man ins eigentliche Zentrum, dort wo die glitzernden Wände sind.“

„Ein Schutzwall?“, fragte ich verwundert. „Müsste man den nicht auf Satellitenbildern sehen?“

„Es ist wie ein nebliger Ring. Dieser umgibt das gesamte Zentrum. Anscheinend reflektieren die Wände das Licht, sodass man es von oben nicht erkennen kann. Und wenn man zu hoch mit einem Flugzeug darüber fliegt, würde man es auch nicht entdecken. Man muss wirklich *durchfahren*.“

„Und was passiert, wenn man nicht nur durch den Ring fährt, sondern auch durch die glitzernden Wände?“

„Das wissen wir nicht. Alles, was dahinter verschwindet, ist weg und haben wir nie wiedergesehen. Das ist ja der Sinn des Ganzen: Wir laden einfach den Müll ab und fahren wieder zurück.“

„Deswegen bringen die anderen Länder ihren Müll nicht direkt dorthin, sondern überlassen das Ihnen?“, schlussfolgerte ich.

„Wahrscheinlich glauben sie nicht mal daran. Sie bezahlen uns einfach dafür, dass der Müll weg ist.“

„Ich finde das schon bedenklich, wenn man mal darüber nachdenkt, wo der Müll wirklich landet. Macht sich darüber niemand Gedanken?“, stammelte ich mit meinen Füßen auf dem Boden.

„Naja...das entscheiden die Politiker der Länder. Und die wollen einfache Lösungen haben, damit sie an der Macht bleiben. Ich kann dir versichern, wir machen das seit Hunderten von Jahren und bisher wurde kein Müll gesichtet, der dort abgeladen wurde.“

Ich zog noch ein paar Mal an meiner Zigarette und überlegte eine Weile. „Ich will durch die glitzernden Wände fahren“, sagte ich entschlossen.

Im nächsten Moment schaute mich der Arbeiter mit ernstem Blick an: „Warum bist du wirklich hier?“

„Weil ich nach Umir will.“

Der Arbeiter fing an zu lachen, nachdem er sich etwas am Rauch seiner Zigarette verschluckte.

„Nach Umir also? Dann bist du einer der wenigen von außerhalb, die wirklich daran glauben!“

„Irgendwie schon“, nuschelte ich.

Er stupste mich an. „Ach, das ist in Ordnung, manchmal sollte man seine kindliche Art nicht vergessen und von bestimmten Dingen träumen dürfen, oder?“ Prompt hatte der Arbeiter ein gewisses Feuer in den Augen. „Hey“, rief er einem anderen Arbeiter zu. „Das Jungchen hier braucht eines der alten Ruderboote. Lass uns das mal vorbereiten.“ Der andere Arbeiter nickte ihm zu.

„Ruhe dich am besten noch etwas aus. Wir brauchen circa zwei Stunden, dann sind wir in der Nähe des Rings“, sagte er und klopfte mir auf die Schulter.

Dann gab er mir einen Schlüssel. „Das ist der Schlüssel zu meiner Kabine – Raum 017 – dort kannst du dich aufhalten, falls es dir hier oben zu langweilig wird.“

Er stand auf und ging. *Okay*, dachte ich mir erleichtert. *Das läuft bisher besser als gedacht*.

Ich stand auf, drückte meine Zigarette in einer leeren Konserve aus und suchte Raum 017, wo ich etwas Ruhe fand. Nicht dass meine Fahrt bisher anstrengend war, aber langweilig war es schon, auf so einem alten Dampfer, wo man nichts machen konnte, außer den paar Arbeitern zuzuschauen.

* * *

Mittlerweile waren zwei Stunden vergangen. Ich lag nur im Bett herum, hatte keine Ruhe gefunden und stattdessen darüber nachgedacht, ob das alles nur ein großer Tourismus-Gag war. Dann klopfte es an meiner Tür – es war der Arbeiter von vorhin. „Wir sind gleich da. Dein Boot ist vorbereitet, wir wollen dich einweisen.“

Ich nickte ihm freudig zu, stand auf und ging in Richtung Schiffsbug. Währenddessen schaute ich nochmal auf mein Smartphone, bis ich bemerkte, dass ich keinen Empfang mehr hatte, was mitten auf dem Meer – mehrere Stunden von der Küste entfernt – nicht verwunderlich war. Ich hatte noch 67% Akku, aber mein Display sah aus, als würde es leicht flackern. So, als wäre die Bildwiederholungsrate etwas schwächer als sonst. Dasselbe galt für meine Smartwatch, diese hatte 61% übrig und flackerte genauso. Die Wischgesten auf beiden Geräten

waren sichtbar langsamer, als wäre der Energiesparmodus an.

„Die Kompasse spielen auch schon verrückt“, sagte der andere Arbeiter zu mir, der das Boot mit vorbereitet hatte. Er zeigte in Richtung Horizont.

„Siehst du den weißen Schaum dort hinten? Da müssen wir durch – der Nebel kommt auch gleich.“

Ich steckte mein Smartphone in die Tasche und blickte vom Schiff hinunter. Der aufsteigende weiße Schaum sprudelte stärker, je dichter wir dem Nebel kamen. Immer größere Blasen stiegen auf und der Ozean wurde so trüb, bis es aussah, als würden wir in stärkehaltigem Nudelwasser fahren.

Es gab keine Zeit mehr zu verlieren. Die beiden Arbeiter zeigten mir mein Boot. Sie erklärten mir, wie ich mich damit fortbewege und worauf ich achten sollte, aber ich konnte nicht zuhören, denn ich war viel zu abgelenkt vom weißen Schaum.

„Wir setzen dich am besten ab, nachdem wir durch den Nebel sind, aber bevor wir den Müll abladen, dann treibst du nicht durch den ganzen Müll hindurch, sondern davor“, sagte der schwarzhaarige Arbeiter.

„Klingt sinnvoll“, entgegnete ich. „Aber wann kommt denn der Nebel?“

„Sieh selbst“, sagte der andere Arbeiter.

Ein langgezogenes „Wow“ rutschte mir vor Überraschung heraus. Eine Mischung aus Faszination und Schock durchdrang meinen Körper. Plötzlich war eine gigantische Nebelwand vor uns, die zwar dunkel und qualmend wie Rauch, aber gleichzeitig wie eine richtige

Wand aussah. Der Nebel wirkte künstlich platziert, gar abgeschnitten.

„Wo kommt der auf einmal her? Der war doch eben noch nicht da?“, dachte ich laut.

Wir waren circa einhundert Meter entfernt, vielleicht auch mehr, schwer zu sagen auf offenem Meer. Ich war wie angewachsen, konnte mich nicht mehr vom Fleck bewegen und hatte meine Aufmerksamkeit voll und ganz dieser riesigen Nebelwand zugeschrieben. Sie war so hoch, dass ich nicht sehen konnte, wo sie endete. Als ich nach links und rechts blickte, erkannte ich eine leichte Wölbung, als wäre es tatsächlich ein Ring. Der Nebel kam immer näher, gleich fuhren wir hinein. Ich fühlte mich ambivalent. Einerseits konnte ich es kaum abwarten, andererseits hatte ich Angst und war noch immer wie paralysiert. Ich starrte durchgehend nach vorn in den Nebel, mittlerweile sah ich nichts anderes mehr als diesen dunklen Qualm vor Augen.

„Gleich ist es soweit. Fast sind wir da...und...jetzt!“, sprach ich innerlich zu mir selbst und schloss die Augen. Ich atmete tief ein. Dann wieder tief aus. Das tiefe Atmen wiederholte ich mindestens zehnmal, doch ich traute mich noch nicht, meine Augen zu öffnen. Ich hörte die Arbeiter um mich herum über das Schiff gehen und miteinander plaudern, aber sie waren alle entspannt – im Gegensatz zu mir.

Ich lauschte ein paar Momente den Umgebungsgeräuschen „Na gut, ich sollte die Augen wieder öffnen“, sprach ich laut zu mir selbst. Dann zählte ich rückwärts herunter: „3...2...1...“

Doch ich sah nichts, nicht mal meine eigene Hand vor Augen. Ich drehte mich ein paar Mal hektisch hin und her, aber sah niemanden. Alles war so ruhig, gar unheimlich ruhig geworden. Viel zu ruhig. Ich war ganz still, hörte genau hin. Doch ich hörte nichts, rein gar nichts, weder die Arbeiter noch den Wind. Ich hörte nicht mal das Wasser rauschen geschweige denn den weißen Schaum sprudeln. Absolute Stille.

Es war ungewohnt, nichts sehen oder hören zu können. Ich traute mich aber auch nicht, die Stille zu unterbrechen und laut zu rufen. Es fühlte sich falsch an, denn diese Stille hatte etwas Magisches. Ich konnte nicht feststellen, ob wir uns noch fortbewegten oder wo ich überhaupt war.

„Bin ich noch auf dem Schiff? Ist das gerade real? Meine Umgebung ist so leer..." Fragen über Fragen schossen mir durch den Kopf. Aber ich konnte keinen klaren Gedanken mehr greifen, je mehr Fragen es wurden. Die Stille erzeugte eine Art *weißes Rauschen* in meinem Kopf.

* * *

Etwas Zeit war vergangen, ich konnte absolut nicht sagen *wie viel*, denn mein Gefühl dafür war wie ausgeschaltet. Als stünde die Zeit still.

Meine Haut war durch den Nebel etwas feucht und kühl, aber augenblicklich wurde mir wärmer. Ich begann ein sanftes Meeresrauschen wahrzunehmen, genau wie seichten Wind an meinen Fingerspitzen. Schließlich öffnete ich meine Augen und führte meine Hand vor mein

Gesicht. „Ich lebe also doch noch“, sagte ich scherzhaft zu mir selbst.

„Wundervoll, oder?“, fragte jemand hinter mir. Doch die Stimme erkannte ich sofort – es war der schwarzhaarige Arbeiter von vorher.

Mir entwich ein langes „Jaaaa“, während ich spürbar erholt ausatmete.

„Diesen Moment genieße ich jeden einzelnen Tag zweimal. Das würde ich gegen nichts in der Welt eintauschen.“

„Glaube ich gern“, stimmte ich dem Arbeiter zu. Mein Kopf war spürbar freier als vorher, sämtliche Ängste waren aufgelöst. Ich war im Moment angekommen und genoss das Hier und Jetzt. Keine tausend Fragen mehr im Kopf, die beantwortet werden wollen. Diese Leichtigkeit hatte mir schon lange gefehlt.

Als ich gerade dieses wundervolle Gefühl der inneren Freiheit akzeptierte, bemerkte ich, dass wir beinahe aus dem Nebel heraus waren – ich konnte schon langsam den Schiffsbug erkennen, der sich ein paar Meter vor mir befand. Eben noch hatte ich Angst und Unbehagen wegen des Nebels, aber jetzt wünschte ich mir, ein wenig länger durch ihn fahren und mich weiterhin entspannen zu können.

Mein ganzer Körper war schwer, doch ich verstand, dass er nicht schwer war vor Angst, wie eine Art Starre, sondern stattdessen hatte diese Schwere mich gezwungen, den Moment zu akzeptieren und mich zu beruhigen.

Mittlerweile waren wir vollständig aus dem Nebel raus. Ich beobachte gespannt den Horizont, aber konnte noch nichts erkennen. „Ich sehe die glitzernden Wände

noch nicht, wann ist es soweit – wann laden wir den Müll ab?“, fragte ich mit kindlicher Begeisterung den anderen Arbeiter.

„Ein paar Minuten noch, dann sollten wir da sein. Unser Zielpunkt ist relativ klein und nur aus kurzer Distanz sichtbar.“ Er reichte mir ein Fernglas. „Versuch es mal damit.“

Eifrig schaute ich damit in die Ferne. Kurze Zeit später konnte ich mitten im Meer etwas erkennen, das ich nicht beschreiben konnte. Es sah aus wie eine funkelnde Wand, in der sich kleine Quadrate in schönen Farben wie Blau, hellem Rosa, vereinzelt auch Türkis, Grün und Weiß bewegten.

„So, wir würden dich dann langsam absetzen, da wir gleich den Müll abladen müssen, Jungchen“, sagte der schwarzhaarige Arbeiter zu mir. Ich gab dem anderen das Fernglas zurück und nickte beiden einmal zu.

„Muss ich jetzt den ganzen Weg dorthin rudern?“, fragte ich verlegen.

„Naja nicht wirklich“, sagte er gleichgültig. „Wie wir dir vorhin gezeigt haben...“, betonte er extra laut, „musst du das Boot nur hin und wieder anstoßen, denn die Wände haben eine Art Anziehungskraft. Eine leichte Strömung wird dich in die Richtung treiben, aber du kannst jederzeit umdrehen und dem entgegenwirken.“

„Ganz vergessen!“, entschuldigte ich mich. Ehrlich gesagt konnte ich mich an das Detail überhaupt nicht erinnern. Wir gingen am Rand entlang zur Mitte des Schiffes, wo sich mein Boot befand. Ich setzte mich hinein und atmete tief durch.

„Na dann!“, entwich mir.

Die Arbeiter ließen mich herunter. „Viel Erfolg und komm heil wieder zurück!“, riefen sie mir zu.

Ich winkte ihnen zu, dann ruderte ich ein paar Mal. Die Strömung trieb mich schneller in Richtung der glitzernden Wände, als gedacht. Als ich zurückblickte, stellte ich fest, dass ich bereits die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatte. Es dauerte gar nicht lang und der erste Container hing schräg geneigt über dem Wasser in der Kralle des Krans, mit den Türen geöffnet, sodass der Müll langsam herausfiel.

„Was sind das nur für bunte Fässer dort?“, wunderte ich mich. Vollständig grüne, blaue, rote und gelbe Fässer trieben direkt in meine Richtung, genau wie die Arbeiter meinten. Als ich mich wieder in Richtung der Wände drehte, krallte ich mich instinktiv am Boot fest. Erst jetzt merkte ich, wie gewaltig diese waren. Vom Weiten wirkten sie, ähnlich wie der Nebel, deutlich kleiner. Doch als ich direkt davor war, konnte ich nicht mehr erkennen, wo diese endeten. Ich konnte meinen Hals nicht mal so weit nach hinten biegen – als würden sie bis in die Wolken reichen.

Die kleinen funkelnden Quadrate erkannte ich ebenso. Je dichter ich kam, desto lauter wurde es um mich herum. Wind zog auf, der über das Wasser peitschte. Es donnerte und blitzte unaufhörlich. Schlagartig erreichten mich Kopfschmerzen, als hätte ich Migräne. Die Augen musste ich zukneifen, weil sie vom enormen Wind ununterbrochen tränten. Umso öfter ich sie mir auswischte, desto mehr juckten sie und meine Sicht verschwamm. Ich kniete mich in mein Boot und presste meine Arme links und rechts gegen die Wände, so fest ich konnte. Den

Kopf nach unten gewandt, wusste ich, dass es kein Zurück mehr gab.

Auf einmal hörte ich ein ungeheuerlich lautes Krachen, Rauschen und Pfeifen zugleich, sogar noch viel schlimmer als in meinen Träumen.

Dann fiel mir auf, dass es dort exakt so war. Diese funkelnde Barriere, auf der ich aufgeschlagen war, ähnelte dieser Wand in allen Belangen. Je dichter ich ihr kam, desto lauter wurde es und umso schlechter konnte ich klare Gedanken fassen.

Mir wurde mulmig und schwindelig. Durch die Aufregung krallte ich mich noch fester an mein Boot. Es schaukelte immer stärker, aber gleichzeitig wurde es in eine Art Strudel eingezogen. Ich wurde in die rechte Innenseite gepresst, je steiler wir im Gewässer nach unten gezogen wurden. Ständig spritzte Wasser über mich und mein Boot. Binnen weniger Sekunden war ich klatschnass und mir wurde verdammt kalt. Umgehend begann ich am ganzen Körper zu zittern, sodass sogar mein Rücken davon schmerzte.

„Was habe ich mir nur dabei gedacht?“, fluchte ich verzweifelt in dem Moment. Es schaukelte und wackelte, donnerte und krachte, das Boot drehte sich im Kreis und meine Füße standen schon unter Wasser. *Gleich saufe ich ab*, dachte ich noch und schloss die Augen.

Schlagartig wurde es still. Wieder schoss mir mein letzter Traum durch den Kopf. Doch als ich dort in diese Barriere fiel, wachte ich auf und hatte unglaubliche Schmerzen und meine schwarzen Adern vermehrten sich.

Dieses Mal war es anders. Ein sanfter Windstoß umwehte mich, als ich dem Gesang der Vögel im Hinter-

grund lauschte. Ich atmete tief ein und erkannte, dass die Luft anders roch. So frisch, als hätte es leicht über einer blühenden Sommerwiese geregnet. Ich öffnete vorsichtig meine Augen und sah mich verwundert um.

Wie bin ich hierher gekommen?, fragte ich mich, als ich auf dem Boden kniete und das Gras berührte. Eben noch hatte ich genauso im Boot gekniet, jetzt auf dieser Wiese. Ich erkannte schnell, dass ich mich auf einer Art schwebenden Insel befand, die nur so groß wie ein Fußballfeld war, bevor sie in einem Abgrund zu enden schien.

„Schön, dass du heil angekommen bist“, hörte ich eine Stimme hinter mir sagen. Ich erschrak und drehte mich sofort um.

„Wer bist du? Und wo bist du?“, rief ich laut und eindringlich. „Und wo bin *ich* hier überhaupt?“

Dann sah ich eine Gestalt aus dem Nichts auftauchen, strahlend hellweiß mit Umrissen, die menschlich wirkten, aber um ein Vielfaches größer als ich waren. Mit seinen breiten Flügeln, die er auf dem Rücken trug, schwebte diese gewaltige Gestalt in meine Richtung.

„Mein Name lautet Shampotti“, sagte er.

In meinem Kopf tauchten die Buchstaben seines Namens nacheinander auf. Aus den Tiefen meiner Erinnerungen reihten sich Bilder ein, wo ich diesen Shampotti schon mal gesehen hatte. Ich konnte nicht unterscheiden, ob diese real oder aus meinen Träumen waren. Sein Name war mir allerdings so vertraut, als wäre ich ihm schon mal im echten Leben begegnet. Eine seltsame, unheimliche Ahnung breitete sich in mir aus. Bei jeder weiteren Sekunde, in der ich tiefer in meinen

Erinnerungen wühlte, wuchs mein Unbehagen. Seine gotthafte Erscheinung strahlte keine Gefahr aus, aber dass ich mir so unsicher war, ob ich ihn kannte oder nicht, beunruhigte mich.

Ich konnte ihn aber nicht ansehen, da das grelle Leuchten einen Film über meine Augen legte. Als ich an ihm vorbei blickte, sah ich den Müll, den das Schiff ablud, an uns vorbeifliegen. Diese knallbunten Fässer von vorhin fielen einfach ins Nichts.

„Wohin fliegt der ganze Müll?“

„Auf irgendeine Insel unter uns, aber wir müssen erstmal nach oben“, antwortete Shampotti und ergriff mich plötzlich von hinten unter den Armen. Ich hatte nicht einmal bemerkt, wie er so schnell hinter mir sein konnte. Wir stiegen schräg in die Höhe und es fühlte sich angenehm an, wie ich nach oben glitt.

„Und wohin genau?“, fragte ich, während ich mich mühselig umdrehte, um ihm ins Gesicht zu sehen.

„Aloria“, erwiderte er. Ich konnte jedoch keine Mimik erkennen, denn es war, als würde ich direkt in die Sonne blicken. Sein Kopf war eine einzige leuchtende Kugel.

Dann schaute ich wieder nach oben und erkannte eine schwebende Insel in der Ferne, die von unzähligen Wolken umgeben war. „Bin ich hier in Umir gelandet?“

„Wo solltest du sonst sein?“

Ein Grinsen breitete sich in meinem Gesicht aus. Kurze Zeit später setzte er mich ab.

„Sprich mit der großen Schlange, sie erklärt dir alles weitere“, sagte er abschließend und verschwand im Nichts. Er löste sich förmlich auf, genauso rätselhaft, wie er mir erschienen war.

Ohne zurückzublicken ging ich geradewegs über die Insel und streckte selbstbewusst die Brust heraus: „Die muss einfach zu finden sein!“

Verblüffung

Die Wolken hatten von unterhalb alles verdeckt, sodass ich vorher nicht sehen konnte, wie gewaltig diese Insel war. Aloria war so groß, dass ich weder links noch rechts das Ende sah. Vor mir war die Landschaft hügelig und grün, wie ein Gebirge voller riesiger Bäume und einer unerschöpflichen Menge verschiedener Pflanzen. Wie ein Naturschutzgebiet, wo Mutter Natur im Einklang stand und sich unbeschadet entfaltete. Der Anblick eines solch nahezu unendlichen Waldes faszinierte und beruhigte mich zugleich.

Wahrscheinlich ging ich schon zwei Stunden über die Insel, aber ich konnte nicht genau feststellen, wie spät es war. Unterwegs fiel mir auf, dass sowohl mein Rucksack als auch Smartphone und meine Smartwatch verschwunden waren. Im Boot hatte ich noch alles bei mir, aber nachdem ich die Augen öffnete und in Umir ankam, war alles weg.

Doch diese Gedanken verflogen schnell. Ich sah sprichwörtlich den Wald vor lauter Bäume nicht mehr – die Natur nahm kein Ende. Es war nicht so dicht bewachsen, wie ich anfangs dachte. Extrem viele Pflanzen und Bäume so weit das Auge reichte, aber dennoch genügend Zwischenräume, die man erkunden konnte. Teilweise eröffneten sich mir Wege, die automatisch von der Natur freigehalten wurden, wie Wanderrouten.

Auffällig waren jedoch die Farben: Zwischen den Bäumen, Wurzeln und Steinen sprießten ständig neue Blumen aus dem Boden. Vom Stiel beginnend waren sie rot, blau, gelb oder violett. Die Blüten und Früchte sprossen ebenso in den unterschiedlichsten Farbtönen aus dem Boden.

Ich entschloss, mir das genauer anzusehen. Als ich mich an den Rand des Weges begab, nahm ich einen zierlichen bläulichen Stängel in die Hand. Am oberen Ende hatte er kleine geschwungene, gelbliche Blüten und in der Mitte wuchs eine mit Blütenstaub bedeckte rosa Knospe.

Ich schloss die Augen und nahm einen intensiven Atemzug durch die Nase. Der Geruch war angenehm süß, aber nicht zu süß, sodass ich direkt grinsen musste. Diese Insel strahlte eine derartige Ruhe und Schönheit aus, dass ein anhaltendes Glücksgefühl meinen gesamten Körper erfüllte.

Zwischen dem ganzen Kribbeln unter meiner Haut spürte ich ebenso, wie laut mein Magen knurrte. Das letzte Mal hatte ich zum Frühstück gegessen. Augenblicklich setzte die Erschöpfung ein. Im Grunde genommen war ich den ganzen Tag schon unterwegs und spazierte bereits stundenlang über die Insel.

„Ob diese Blume giftig ist?“, sprach ich mit mir selbst. Keine Sekunde später verschwand die Blüte in meinem Mund. Klebrig, nur leicht süßlich, aber auf jeden Fall köstlich – sie erinnerte mich an Physalis, doch satt wurde ich von dem Bisschen definitiv nicht. Ganz im Gegenteil wurde ich noch hungriger.

Ich stürzte mich auf alle Blumen mit Beeren und Knospen in meiner Sichtweite, die halbwegs essbar aus-

sahen. Nach einer mehrminütigen Fressorgie begann ich lautstark zu lachen. Als ich meine Hände anschaute, bemerkte ich, dass sie komplett klebrig und voller Farbe waren, vermutlich genauso wie mein Mund und meine Zunge. In diesem Moment hatte ich mich wie ein kleines Kind gefühlt.

Ich liebäugelte mit einem kleinen Nickerchen, während ich meine Arme kräftig ausstreckte und laut gähnte. Fast automatisch sackte ich auf den Boden und schloss die Augen.

Wie im Himmel, dachte ich noch, bevor ich es aus allen Richtungen zischen hörte. Ich schreckte auf und sah mich um, aber nein, es war nicht die *große* Schlange, wie ich kurzzeitig dachte. Um mich herum waren überall *kleine* Schlangen, die verdächtig bunt aussahen, wie die ganzen Blumen, die ich eben verschlungen hatte.

Meine Augen wurden immer größer, als ich die schiere Menge Schlangen überschaute. Aus allen Richtungen, hinter jedem Baum und unter jedem größeren Stein kamen sie hervorgekrochen. Ich fühlte mich wie auf frischer Tat ertappt. Sie kamen immer näher an mich heran und richten sich eine nach der anderen auf. Sie zischten schneller und lauter – ihre Zungen wedelten regelrecht.

„Nichts wie weg!“, brüllte ich, sprang über ein paar Schlangen hinweg und rannte um mein Leben. „Wo bin ich denn hier nur wieder hingeraten!“

Zwar lief ich ununterbrochen davon, aber musste mir dabei das Lachen verkneifen und bekam so starke Seitenstiche, dass ich mich kurze Zeit später am nächsten Baum abstützen musste.

„Seit wann sind Schlangen blau, gelb oder violett“, keuchte ich erst, dann schlug es wieder in Lachen um. Plötzlich nahm ich ein Rascheln im Gebüsch links neben mir wahr. Ich hatte das Gefühl, eben beim Weglaufen schon irgendetwas im dichten Grün gesehen zu haben, aber dachte die ganze Zeit, dass es wieder Schlangen seien. Ich bewegte mich vorerst im schnellen Schritt weiter, da mich meine Seitenstiche noch ausbremsten. Als ich mich nochmal umsah, stellte ich fest, dass ich weit und breit keine Schlangen mehr erblicken konnte.

Die ganze Zeit schon ging es bergauf. Erneut legte ich eine endlose Strecke zurück. Mittlerweile schleppte ich mich nur noch nach oben. Mein Herz pumpte kräftig, meine Kleidung war überall nass, mir tropfte der Schweiß von der Stirn und meine Waden verkrampften beinahe.

„Ich muss unbedingt etwas trinken“, japste ich. Der Tee, den ich mir morgens aufgegossen hatte, wäre genau das Richtige gewesen, aber der befand sich in meinem Rucksack. Die Knospen vorhin waren zwar saftig, aber den Durst könnten sie nicht stillen.

Verwundert war ich jedoch über die Knollen, die ich regelmäßig am Rand des Weges sah. Bei näherem Betrachten fiel mir auf, dass es Steine mit bunten Kanten waren, als wären dort Smaragde und Saphire aufgeklebt. Ich pickte einen auf und nahm ihn in die Hand. Die Oberfläche tastete ich vorsichtig mit meinen Fingern ab. Es fühlte sich hart wie ein Stein an, doch sah dieser fruchtig und essbar aus.

Ich konnte nicht anders, als reinzubeißen. Die Frucht war härter als ein Apfel, eher wie Baiser, aber das Fruchtfleisch innen weicher und süßer als eine reife Kiwi. Ein

herrlicher Geschmack breitete sich sofort in meinem Mund aus. Mir tränten sogar die Augen, als meine Speicheldrüsen Vollgas gaben.

„Oh mein Gott“, entwich mir. Nicht dass ich noch hungrig war, aber mein Durst war nach einem Bissen gestillt. Als ich den Stein anblickte, war die Stelle schon getrocknet, wo ich kurz vorher abgebissen hatte, als wäre die Frucht wieder frisch.

Auf einmal fühlte ich mich unglaublich energetisiert, förmlich aufgeputscht, wie nach zwei Energieriegeln und einer großen Tasse Kaffee. Ich merkte, wie ich immer schneller und entschlossener bergauf trabte. Aus dem Traben wurde Joggen. Aus Joggen wurde Rennen. Mein Blick war fokussiert auf das Ende des Bergs, meine Arme schwangen mit mir mit – links, rechts, links, rechts. Meine Atmung war schnell, aber kontrolliert. Die Umgebung nahm ich aufgrund des Tunnelblicks immer weniger wahr.

Doch ich musste ruckartig bremsen. Oben auf dem Hügel angekommen, stand ich vor einer Klippe. Ich hatte auf eine Art Plateau gehofft, auf der es weitergehen würde oder zumindest genauso bergab, wie es bergauf ging. Stattdessen lag vor mir ein Tal, das bis in die Unendlichkeit reichte. Selbst von diesem hohen Berg, von dem aus ich ungehindert einen Blick in alle Richtungen werfen konnte, sah ich weder Anfang noch Ende der Insel. Grün, grün und nochmals grün. Wälder so weit das Auge reichte. Diese Insel war definitiv eine grüne Lunge.

Ich wagte einen Blick nach unten von der Klippe, doch lehnte mich umgehend zurück. Der Blick in die

Tiefe bereitete mir Schwindel. Ich konnte nicht einmal die Umrisse der Bäume unten erkennen.

„Bin ich wirklich so weit bergauf gelaufen?“, wunderte ich mich. Dann begann nicht nur die Klippe, sondern der gesamte Berg auf dem ich mich befand zu vibrieren. Er wackelte regelrecht, sodass ich mich hinknien musste. Ich rutsche ein paar Meter nach unten, aber hielt mich an einem Baumstamm fest.

„Was ist denn jetzt los?“, rief ich panisch, als mich kaum noch festhalten konnte, da die Rinde Stück für Stück bröselte. Mein größtes Pech wäre, den ganzen Weg nach unten zu rutschen.

Vor mir bewegte sich etwas Riesiges. Schnell kletterte ich seitlich der Bäume entlang und versuchte, mich zwischen ihnen zu verstecken. Ich konnte meinen Augen nicht trauen, als sich eine gigantische Schlange vor mir aufbaute. Nur ihr riesiger Kopf, der so groß wie ein Mehrfamilienhaus war, ragte über der Klippe empor.

„Da bist du ja endlich, Vielfraß“, sagte sie mit einer so tiefen Stimme zu mir, dass nicht nur die kleinen Kieselsteine auf dem Boden vibrierten, sondern meine Knochen im gesamten Körper ebenso. Ich blickte geduckt nach oben zur Schlange auf.

„Ich kann dich seeeeh-eeeen“, hauchte sie erneut mit einer unergründlichen Tiefe in der Stimme, die alles um mich herum zum Vibrieren brachte.

Ich sprang auf und rief ihr zu: „Ich wurde zu dir geschickt! Bring mich nicht um!“

Sie antwortete mir nicht. Stattdessen kam sie dichter an mich heran. Ich war paralysiert und bewegte mich

keinen Millimeter. Meine Augen standen sperrangelweit offen. Wir starrten uns eine halbe Ewigkeit an.

Die Schlange entfernte sich plötzlich von mir und gab dabei ein langes Brummen von sich. In diesem Moment fiel mir auf, wie furchteinflößend sie einerseits war, aber wie wunderschön andererseits. Oberhalb war ihre ledrige Haut blau und grün mit schwarzen Flecken sowie braunem Schimmer verziert. Unterhalb am Hals entlang war sie perlweiß. Ihre giftgrünen Augen beobachten mich ganz genau.

„Haben die Knospen geschmeckt, Vielfraß?“, unterbrach sie mein Erstaunen.

„Ausgezeichnet!“, entwich mir unverzüglich.

„Und wie war der Fruchtstein?“

„Wie eine Droge!“ Die Schlange kniff die Augen misstrauisch zusammen, daher korrigierte ich mich: „Vielleicht nicht direkt eine Droge, eher wie ein Aufputschmittel. Ich bin unglaublich vitalisiert...und...aufgeregt...“, wurde ich immer leiser.

„Die Knospen sind in Ordnung, aber den Fruchtstein hast du verschwendet. Man isst sie nicht einfach zum Vergnügen, sie dienen stets einem Zweck.“

„Das konnte ich nicht wissen!“

„Natürlich nicht“, brummte die Schlange lang und ausgiebig. „Aber vielleicht weißt du andere Dinge.“

„Die da wären?“

„Ich stelle dich vor drei Rätsel. Wenn du klug genug bist, sie zu lösen, verzeihe ich dir deine Unwissenheit.“

„Immer her damit“, erwiderte ich.

„Na gut. Die erste Frage: Ich bin in der Mitte von Wasser, aber habe weder Hunger noch Durst. Was bin ich?“

Für eine Weile überlegte ich. Die ganze Zeit über musste ich an einen Traum denken. Dort könnte ich von Wasser umgeben sein, aber weder Hunger noch Durst haben. Vielleicht wäre es auch etwas, dass direkt im Wasser schwimmt.

„Ein Stück Holz im offenen Meer“, nuschelte ich. „Nein...ein Schiff...nein auch nicht.“

„Und?“, hakte die Schlange nach.

„Eine Insel?“, fragte ich vorsichtig.

„Nicht schlecht!“

Ich war überrascht, dass meine Antwort richtig war.

„Nächste Frage: Ich kann fliegen, ohne Flügel zu haben. Ich kann weinen, ohne traurig zu sein. Was bin ich?“

Wieder dachte ich an einen Traum, dieses Mal jedoch an meinen Traum von kürzlich. Rauch und Qualm können fliegen, ohne Flügel zu haben.

„Aber sie können nicht weinen“, nuschelte ich wieder mit leiser Stimme.

„Was sagst du da?“, hakte die Schlange ungeduldig nach.

„Eine Wolke?“, antwortete ich schnell.

„Schon wieder richtig! Damit hätte ich nicht gerechnet.“

„Ich auch nicht“, lachte ich verlegen.

„Letzte Frage: Ich bin das, was man oft verbirgt, aber niemals wirklich loswird. Was bin ich?“

Instinktiv dachte ich an meine Krankheit.

„Vielleicht...“, setzte ich an.

„Vielleicht?“, hakte die Schlange nach.

„Nein, doch nicht.“

„Nun sag schon!“

Ich überlegte ein paar Sekunden angestrengt. „Ein Geheimnis?“, fragte ich noch vorsichtiger als beim letzten Mal.

Die Schlange lachte lautstark, sodass der Boden stärker vibrierte als vorher. „Und schon wieder richtig! Du hast mich verblüfft. Deine Gier an meinen Pflanzen sei dir vergeben.“

„Na ein Glück“, entwich mir. Eingangs dachte ich, sie würde mich verspeisen. Dieser Shampotti meinte allerdings, dass ich eine große Schlange aufsuchen sollte.

„Du kannst jetzt übrigens rauskommen“, sagte die Schlange. Als ich mich umdrehte, sah ich jemanden aus dem Gebüsch heraussteigen.

„Wusste ich’s doch! Du hast mich verfolgt, stimmts?“

„Die Leute haben dich schon wieder gesehen? Du musst wirklich besser darin werden“, sagte die Schlange mit einem weichen Lachen in der Stimme.

Ich rieb mir kräftig die Augen. Es war gar kein Mensch, der da auf mich zu kam. Er reichte mir seine rechte Pfote. „Mein Name ist Penji Meils. Wie ist dein Name, wenn ich fragen darf?“

Meine Kinnlade fiel nach unten – ich wusste gar nicht, was ich antworten sollte, aber schüttelte erstmal seine Pfote. „Ich bin Nero.“

„Nur Nero?“

„Nein...ähh, Nero Dester. Nero Flynn Dester, um genau zu sein.“

„Schön dich kennenzulernen“, sagte Penji.

„Die Freude ist ganz meinerseits.“ Seine Pfote hatte ich immer noch in der Hand. Dann fragte ich ihn endlich: „Bist du ein Mops?“

„Das sieht man doch, oder?“, antwortete er grinsend. Er war etwas kleiner als ich, maximal 1,70m. Schwer zu sagen, wie alt er in Menschenjahren war – um die 50 schwirrte mir direkt im Kopf herum. Aber wie sollte ich das Alter eines Mopses in dezent förmlicher Kleidung einschätzen? Sein dunkelblauer Anzug, mit einer dunklen Weste darunter, passend zum weißen Hemd, ließen ihn elegant aussehen. Unter seinem Anzug war er in blondem Fell sowie schwarzer *Maske* im Gesicht gekleidet, wie ein Mops eben.

„Lasst uns erstmal Tee trinken“, warf die Schlange ein, während aus der Klippe eine riesige Tasse voller Tee erwuchs. Zeitgleich ragten Stühle, ein Tisch mit Tassen und eine Kanne voller frischen, dampfenden Tee aus dem Boden. Es war angerichtet wie auf einer Terrasse, damit wir auf einer glatten Ebene sitzen konnten.

„Ich hoffe, du magst Minze“, sagte die Schlange, als wir uns setzten. In diesem Moment stieg mir der frische Geruch des Tees in die Nase. Genau wie bei meinem Orangentee, rief der Mentholgeruch Erinnerungen ins Leben. Meistens dachte ich bei diesem Geruch jedoch ans Kranksein.

Indes bemerkte ich, dass sich um uns herum die kleinen bunten Schlangen von vorhin versammelten, aber sie kamen vorsichtig angekrochen und machten einen friedlichen Eindruck. Sie zischten nicht mehr wie vorhin und umgaben uns, als würden sie Gesellschaft suchen.

„Warum sind die kleinen Schlangen jetzt friedlich, aber vorhin haben sie mich gejagt?“

„Irgendwer musste dir ja den Weg zu mir zeigen“, scherzte die große Schlange und nahm dabei einen Schluck aus ihrer riesigen Tasse. Ich trank ebenso von meinem Tee. Der sanfte Minzgeschmack im Abgang erfrischte meine Kehle.

„Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt, Nero. Mein Name ist Wadjet Slitherhoff.“

„Stimmt“, lachte ich peinlich auf. „Worauf haben deine Rätsel eigentlich abgezählt, Wadjet?“

„Du solltest ein Verständnis von Umir bekommen.“

Ich zuckte mit den Achseln. „Die Rätsel haben mir dabei nicht geholfen.“

„Umir ist eine *geheimnisvolle* Welt, in der alle *Inseln* von *Wolken* getragen werden.“

Ich dachte kurz über seine Aussage nach, dann nickte ich. „Alle Antworten zusammen beschreiben diese Welt.“

„Richtig.“

Während ich weiterhin nickte, wanderte mein Blick nach unten auf Penjis Pfote, an der ein grüner Ring schimmerte. Dieser saugte meine Aufmerksamkeit vollständig ein, sodass ich mich nicht mehr abwenden konnte. Ich war wie besessen von der Perfektion und Schönheit des Rings. Je länger ich auf ihn starrte, desto mehr glaubte ich, dass er mit einer zähen Flüssigkeit gefüllt war, die sich bewegen würde. Ich war davon überzeugt, Umrisse von Pflanzen und bunten Früchten auf der Oberfläche des Rings tanzen zu sehen.

Penji tippte mich an. „Alles gut bei dir?“

„Alles super“, sagte ich reflexartig. Er holte mich ins Hier und Jetzt zurück. Doch in mir breitete sich eine Unruhe aus. Ich wollte endlich herausfinden, warum ich *wirklich* hier war.

„Wadjet, warum hat Shampotti mich zu dir geschickt?“

„Ich vermute wegen deiner Krankheit“, antwortete er, ohne zu überlegen. „Der Finsterfluch frisst dich allmählich auf.“

„Deine Krankheit ist auf jeden Fall fortgeschritten“, sagte Penji. „Wir bekommen sicherlich von den Weisen einen Ring, damit sie sich nicht mehr so schnell ausbreitet.“

Mich wunderte, dass die beiden meine schwarzen Adern sehen konnten. Auf der Erde verstand ausnahmslos niemand, wovon ich redete – als wären meine dunklen Flecken unsichtbar.

„Die Weisen...einen Ring...wie kann ich mir das vorstellen?“

„Wir fliegen auf die Hauptinsel von Umir. Irgendwas müssen wir Ihnen als Gegenleistung anbieten. Aber du wärst nicht der Erste, den Sie beim Finsterfluch helfen. Schließlich ist das die meistverbreitete Krankheit in Umir. Die einzige, für die es keine Heilung gibt.“

Meine Tasse fiel mir fast aus den Händen. „KEINE HEILUNG?!“

„Nicht ganz“, relativierte Wadjet. „Praktisch gibt es bisher keine. Theoretisch schon.“

„Ich bin ganz Ohr.“

„Eine alte *Freundin* von mir. Sie könnte eine Heilung für den Fluch kennen.“

„Aber?“

„Ich habe Sie seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen. Vielleicht lebt sie nicht mehr, vielleicht doch.“

„Weiß denn niemand, wo sie zuletzt gesehen wurde?“

„Reine Spekulation, wo sich Ivy Izzard befindet. Du brauchst ein paar handfeste Indizien, um sie finden“, sagte die Schlange.

„Aber die Weisen sind höchst interessiert daran, sie zu finden“, warf Penji ein. „Wenn du sie suchen willst, wäre es Grund genug, dir einen Ring zu geben.“

Ich blickte eine Weile in meine Tasse Tee und überlegte. Meine Hoffnung war, eine Heilung zu finden, aber plötzlich war es reines Glücksspiel.

„Was bleibt mir anderes übrig, als diese Ivy zu suchen?“, sagte ich schulterzuckend. Penji lachte, doch Wadjets Augen wurden immer größer, als würde er gespannt darauf hoffen, dass ich seine alte Freundin suchen würde. „Aber wie komme ich zu den Weisen?“

„Wir beide fliegen mit einem Freund von mir auf die Hauptinsel“, sagte Penji.

„Und was springt für dich dabei raus?“

„Ach, ich wollte sowieso heute abreisen. Das kommt mir gelegen.“

„Das beantwortet meine Frage nicht.“

Penji antwortete mir nicht und trank stattdessen seinen Tee aus.

„Wieso willst du mir helfen?“, hakte ich nach.

Er zögerte und blickte dabei verdächtig lang in seine Tasse. Dann antwortete er mir notgedrungen: „Vielleicht kann ich eine gute Schlagzeile schreiben, wenn wir sie finden.“

„Okayyy“, begann ich zu kichern. „Arbeitest du bei einer Zeitung?“

Er stotterte vor sich hin: „Eigentlich nicht...aber damals...naja...“

„Aber?“

„Egal.“

„Wenn ich mir allein deine Unterarme betrachte, bleibt dir nicht mehr viel Zeit“, warf die Schlange ein. Im nächsten Moment senkte sie ihren Kopf genau auf Höhe der Klippe herunter. „Na kommt schon rauf“, forderte sie uns auf.

Die kleinen bunten Schlangen begleiteten uns, als wir auf Wadjet aufstiegen. Sie legten sich um Penji und mich herum, als hielten sie uns fest, sodass wir nicht herunterfallen. Wadjet erhob sich, drehte sich dabei zum Tal und begann über die Insel zu kriechen. Innerhalb weniger Sekunden legten wir ganze Kilometer zurück. Aus dieser Höhe ließ sich die Insel ausgezeichnet überblicken. Wir bewegten uns mit der Natur im Einklang. Die Schlange glitt sanft zwischen den Bäumen und Pflanzen hindurch, sodass nichts beschädigt wurde.

Kurze Zeit später kamen wir an einer anderen Klippe an, wo er uns absetzte. Die bunten Schlangen begleiteten uns weiterhin. „Viel Erfolg – und friss nicht wieder sinnlos“, sagte er.

Penji und ich begannen gleichzeitig zu lachen, dann nickte ich der großen Schlange zu. Als diese sich umdrehte und zurück kroch, nahm ich am Schwanzende einen grünlichen Ring wahr, genau so einen wie Penji trug. Ein leises „Seltsam“ entwich mir.

„Hast du was gesagt?“, wollte Penji wissen.

„Nein, alles gut.“

* * *

Wir gingen schon eine Weile bergab in Richtung andere Seite der Insel. Für mich sah es auf dieser Hälfte genauso aus wie auf der, wo ich hergekommen war.

„Warum sind die Schlangen hier eigentlich bunt?“

„Weil sie sich von den Kolopentien ernähren“, antwortete Penji.

„Kolo- was?“

„Kolopentien. Das sind diese bunten Blumen, von denen du auch gegessen hast. Sie färben unglaublich stark.“

„Würde sich meine Haut davon auch verfärben?“

„Wahrscheinlich schon.“

„Aber was ist mit diesen Fruchtsteinen?“

„Gut, dass du es ansprichst. Wir müssen noch welche pflücken!“

Ich stupse Penji an. „Ach du darfst das und ich nicht?“

Er lachte. „Natürlich darfst du welche pflücken!“

„Aber?“

„Sie müssen stets ihrem Zweck dienen, sonst wird Wadjet sauer.“

Penji kniete sich hin und riss einen der bunten Steine von einem Stängel ab. Er zerteilte ihn genau in der Mitte und reichte mir eine Hälfte.

„Wenn du mich anrufen willst, beißt du einmal ab – dann klingelt es bei mir. Ich muss dann auch einmal von meinem Stück abbeißen. Solange wir beide kauen,

können wir miteinander reden. Man muss also immer wieder abbeißen.“

Ich sah ihn ungläubig an. Meine Lippen begannen zu zittern, dann brach ich in Gelächter aus.

„Was zum...“

Er begann ebenso zu lachen.

„Ist das dein Ernst?!“, wollte ich mich vergewissern.

„Natürlich! Jede Insel hat ihre Besonderheiten. Die Fruchtsteine aus Aloria werden nach ganz Umir exportiert. Jeder dieser Steine ist bares Geld.“

„Verstehe. Und wenn sie einen gleichzeitig aufputschen...“

„Sind sie sehr teuer“, vervollständigte Penji meinen Gedanken. „Du kannst damit über jede Distanz hinweg telefonieren, und zwar genau so lang, wie beide kauen.“

Meine Augen wurden riesig, während ich die ganze Zeit auf meinen Fruchtstein starrte. „Das müssen wir unbedingt ausprobieren!“

„Wie gesagt, nichts verschwenden“, bremste er mich aus.

Ich verdrehte die Augen. „Na gut. Kommen die bunten Schlangen eigentlich die ganze Zeit mit?“

„Nein, sie begleiten uns nur bis zum Ende der Insel. Wir sind auch bald da. Ich muss kurz telefonieren.“

Penji holte einen Fruchtstein aus der Tasche. Dieser war nicht rund, eher oval, an sich grau und ringsherum von kleinen blauen Steinen umhüllt. Er biss ein winziges Stück ab und kaute sparsam darauf herum. Ein Grinsen breitete sich in seinem Gesicht aus.

„Alter Freund, es wird Zeit für mich, von Aloria abzureisen.“

Er nickte ein paar Mal leicht, dann schluckte er den kleinen Happen herunter.

„Mit wem hast du gesprochen?“

Er fasste mir auf die Schulter und sah mich freudestrahlend an: „Mit unserem Transportmittel durch ganz Umir.“

Angst

Aus der Ferne sah ich einen riesigen Vogel angeflogen kommen. Er bewegte sich extrem schnell auf uns zu. Obwohl seine gigantischen Flügel verhältnismäßig langsam schlugen, war sein Auftrieb enorm. Ein paar letzte Male schwang er mit seinen gewaltigen Flügeln, als er landete. Die Luft drückte so stark, dass meine Wangen im Wind flatterten und ich mich umdrehen musste, damit meine Augen nicht noch doller tränen würden.

Nicht zu vergleichen mit der Schlange, aber dennoch so hoch wie ein Elefant, stand ein furchteinflößender Geier vor mir. Beim Anblick seiner schrumpligen, aber scharfen Krallen bekam ich schwitzige Hände. Mit einem Hieb könnte er mich problemlos zerfetzen, als hätte ich nie existiert.

An der rechten Seite trug er einen weiß leuchtenden Ring, der mich sofort einsog. Darin sah ich kleine Federn, die sich blitzschnell durch die Wolken bewegten. Genauso schnell stieg mir Übelkeit in den Hals, als sich alles in dem Ring zu drehen begann.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit ab und wanderte mit den Augen über seine Krallen bis zu den Flügel, wo dunkle, pulsierende Adern im Federfell verschwanden.

Am ganzen Körper war er mit schwarz-braunen Federn bedeckt. Mir lief es eiskalt den Rücken herunter, als ich seinen geschwungenen Hals erblickte, der so riesig war, dass man einen menschlichen Körper kaum

sehen würde, wenn er ihn verschlingen würde. Um den Hals herum wuchs sein Federschopf bis über den Hinterkopf zu einer Haube, durch die seine Augen verdeckt blieben. Dazu passte sein Schnabel, in diesem hellen Grau, der so spitz und massiv war, als könnte er damit Löcher in einen Felsen schlagen.

Der Geier hüpfte leicht auf beiden Beinen nach vorn in meine Richtung. Ich erstarrte sofort und konnte mich keinen Millimeter mehr bewegen, als er vor mir Stand und mich genauso eindringlich ansah, wie Wadjet vorhin. Mit dem rechten Auge zu mir gedreht rückte er mir auf die Pelle, als würde er mich abscannen. Von oben bis unten sah er sich meinen Körper genau an. Meine Arme, wo die schwarzen Adern sichtbar waren, betrachtete er auffällig lang. Er hüpfte ein paar Meter zurück.

„Ich bin Nekhbet Vultur“, stellte sich der Geier mit einer tief brummenden Stimme vor. „Du bist auch vom Finsterfluch befallen, wie ich sehe.“

Erleichterung breitete sich in mir aus und ich holte tief Luft. Die Starre verblasste und ich spreizte mehrmals die Finger, um meine Hände zu entspannen, die die ganze Zeit über in Fäusten geballt waren.

„Ich hoffe, hier eine Heilung zu finden“, sagte ich.

Nekhbet lehnte sich ein Stück nach hinten, sodass ich seine Augen nochmal sehen konnte. Ich verstand nicht, warum er mich erwartungsvoll ansah, bis mich Penji mit seinem Ellbogen anstieß: „Stell dich auch vor“, flüsterte er.

„Ähh – mein Name ist Nero Dester“, entwich mir flüchtig. „Nero Flynn Dester.“

Er neigte seinen Kopf wieder nach unten.

„Ihr wollt sicherlich auf die Hauptinsel von Umir?“

Penji nickte ihm zu, aber ich war mir unsicher, ob das unser Ziel war. Nekhbet fuhr fort: „Da mir die Weisen niemals einen ihrer Ringe geben würden, muss ich mich an Seelensteinen bedienen, um nicht am Finsterfluch zu sterben.“

Er hatte sofort mein Interesse geweckt. „Was ist daran verkehrt?“

„Der Finsterfluch kann nicht durch Seelensteine gemildert werden, stattdessen schützen sie den Körper vor dem Tod“, brummte er zunächst, doch dann schlug es in Husten um. „Zumindest für eine Weile.“

„Also bittest du uns um eine Opfergabe?“, hakte Penji nach. Nekhbet nickte nur – ein weiteres Wort würde er nicht herausbekommen.

„Wo kriegen wir die her?“, hakte ich nach.

Penji wandte sich zu mir und fasste dabei auf meine Brust: „Du musst deiner Seele erlauben, eine Portion zu entnehmen. Greife mit offener Hand in Richtung Herz und warte kurz – du wirst sehen, wie ein Teil der Seele entweicht und sich in einen Stein formt.“

„Aber...“

„Ein Jahr deiner Lebenszeit wird extrahiert. Ein vergleichsweise kleiner Preis, um dein ganzes Leben zu retten, oder?“

Ich wusste, dass er Recht hatte, und legte meine Hand über seine Pfote: „Zeig mir, wie es geht.“

Penji schloss die Augen. Seine Pfote wanderte in Richtung seiner Brust. Kurze Zeit später strömte weißer Rauch aus dieser und ein handgroßer heller Stein formte sich. Meine Augen wurden immer größer, denn es war

seltsam und traurig zugleich – als würde ein Teil von ihm sterben. Meine Hand zitterte an meiner Brust – nichts tat sich.

„Du musst mit Hilfe deiner inneren Stimme erlauben, einen Teil deiner Seele zu lösen“, sagte Penji und legte seine Pfote wieder an meine Brust. „Stell dir vor, wie dieser Teil dich verlässt. Öffne dich...wehre dich nicht.“

Ich schloss die Augen und stellte mir vor, als bestünde mein Körper vollständig aus weißem Rauch. Meine Aufgabe wäre es, einen kleinen Teil herauszufischen. Doch je mehr ich mich an meine Seele klammerte, desto weniger greifbar wurde sie. Meine Hände glitten unbeholfen durch den Rauch. Die Aufregung stieg mir zu Kopf, ich atmete immer schneller und der Rauch wurde dünner.

Durch langsames Atmen versuchte ich mich zu beruhigen, und der Rauch wurde wieder dicker, aber dennoch konnte ich ihn nicht greifen. Ich hatte Angst, den Finsterfluch zu verschlimmern, doch erinnerte mich an Nekhbets pulsierende Adern. Er unterlag demselben Schicksal wie ich.

„Wenn ihm der Seelenstein wenigstens für einen Moment helfen würde...“, schwebte mir durch den Kopf. Dann löste sich ein Teil meiner Seele. Eine kleine Rauchwolke schwebte mir entgegen und ich konnte sie greifen. Ich hatte endlich einen Teil abgespalten.

Das ist anscheinend der Wegzoll, sagte meine innere Stimme. *Ein Jahr Lebenszeit gegen eine dauerhafte Heilung.*

Ich öffnete die Augen und erblickte den qualmenden Stein in meiner Hand. Unmittelbar streckte ich den Arm

in Richtung Nekhbet aus: „Das war anstrengender, als ich dachte. Hoffentlich hilft er dir.“

„Gebt schon her!“ Er pickte blitzschnell beide Steine mit seinem riesigen Schnabel weg und verschlang diese umgehend. Die schwarzen Adern an seinen Armen pulsierten nicht länger, sie verschwanden gar.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren“, sagte er notgedrungen, drehte sich mit dem Rücken zu uns und ließ sich nieder. „Steigt auf.“

Penji und ich krabbelten auf den riesigen Geier. Ich winkte den bunten Schlangen zum Abschied – sie sahen uns mit erhobenen Köpfen eine ganze Weile hinterher, bis sie sich umdrehten und wieder in den Wald zurück krochen.

* * *

Wir waren schon eine Weile unterwegs, Aloria konnte ich längst nicht mehr erkennen, aber auch keine Inseln um uns herum. Es war bewölkt, windstill und angenehm kühl – nicht so chaotisch, wie ich immer von dieser Welt geträumt hatte.

„Fliegen wir direkt zu den Weisen?“

„Leider nicht. Wir müssen uns eine Audienz besorgen, sonst lassen Sie uns gar nicht erst auf die Insel“, sagte Penji.

„Wer verschafft uns die?“

„Na du“, brummte Nekhbet. Ich drehte mich zu Penji und zog eine Augenbraue nach oben. „Wir halten auf Celestia an, das ist die erste Insel im *inneren Ring*.“

„Innerer Ri-“, wollte ich nachhaken, doch in diesem Moment kollidierte ein schwarzes Etwas so heftig mit uns, dass ich von Nekhbet herunterstürzte. Dieses Ding kam wie eine Rakete angeflogen und schlug mit voller Wucht ein. In meinem Sturzflug drehte ich mich im Kreis, als würde mich eine Waschmaschine durchschleudern.

„Neeeeerrrooooooo!!!!“, hörte ich Penji aus der Ferne rufen. Plötzlich merkte ich, wie mich etwas umschlang, und ich aufhörte zu drehen. Meine Arme und Beine waren vollständig von Lianen umhüllt. Als ich nach oben blickte, sah ich aus Penjis Pfoten diese gewaltigen Pflanzen wachsen, mit denen er mich festhielt.

Aber im nächsten Augenblick näherte sich erneut dieses dunkle Wesen und zerschnitt, ohne zu zögern, die Lianen. Schon wieder konnte ich nicht erkennen, wer oder was das war. Ein zweites Mal fiel ich im freien Fall nach unten ins Nichts. Erst schloss ich die Augen, doch dann packte es mich am Hals, und zwar so fest, dass sich meine Augen von alleine öffneten und rausspringen wollten.

Die Schockstarre setzte ein. Nicht nur, weil diese Bestie mir die Luft abdrückte, sondern weil ich sie erkannte. Es war der schwarze Vogel aus meinen Träumen. Zwar hatte ich ihn nur verschwommen in Erinnerung, aber war mir sicher, dass er es sein musste.

„Du bist es wirklich!“, brüllte er unerwartet *mich* an. Die Wut stieg mir in den Kopf, ich wollte ihn genauso anbrüllen, doch er drückte meinen Hals immer fester zusammen.

Dieser übergroße Greif blickte mir tief in die Augen. Sein Schädel war weiß und die Haut fehlte anscheinend schon lange, denn es sah nur noch wie ein Totenkopf aus. Die tief eingelassenen Augen machten seinen Anblick zusätzlich furchteinflößender. Es wirkte so, als hätte er gar keine mehr. Neben dem gelblich spröden Schnabel und dunklen Federn erkannte ich eine Art Rüstung mit großen, goldenen, aber teils verrosteten Schulterplatten. In derselben Farbe trug er Armschienen und vereinzelt andere Objekte zum Schutz sowie einen dunkelblauen Mantel. Außerdem hing eine Kette um seinen Hals, auf der ein Krokodil abgebildet war. Ich erkannte zusätzlich eine Schlange, eine Spinne und andere Gestalten winzig klein auf einer Art Medaillon eingraviert.

Er packte mich weiterhin mit der linken Kralle – in der rechten hielt er ein Schwert, das in Position war, mein Herz zu durchbohren.

„Ohren zu!“, schrie Nekhbet. Als ich nach oben blickte, erkannte ich, wie Penji Ohrenschützer aus kleinen grünen Blättern dicht über den Kopf wuchsen. Ich wurde im selben Moment umhüllt: ein Kokon aus Pflanzen wuchs um mich herum. Ich konnte nicht mehr nach außen blicken, nur die Kralle an meinem Hals drückte mir immer noch die Luft ab.

Nekhbet kreischte so laut, dass der Greif aufschrie und mich direkt losließ. Endlich konnte ich durchatmen. Reflexartig wollte ich meinen Hals umfassen, da dieser vor lauter Schmerzen pumpte, aber ich war gezwungen meine Ohren zuzuhalten, da der Schrei nicht auszuhalten war. Die Vibration und das Dröhnen waren so anstrengend, dass mein ganzer Körper gelähmt war. Bei dem

Druck bekam ich Angst, dass mein Trommelfell platzen würde.

Ich hatte das Gefühl, nach oben gezogen zu werden. Kurze Zeit später ragten die ersten Lichtstrahlen zu mir hindurch. Dann öffnete sich der Kokon und Penji blickte mir entgegen: „Kannst du mich hören?“

Als ich meine Hände von den Ohren nahm und sie mir vor Augen hielt, waren sie voller Blut. Ein stechender Schmerz umgab nicht nur meine Ohren, sondern meinen gesamten Kopf. Mir entwich ein tiefer Atemzug und ich nickte Penji zu. „Zum Glück höre ich dich noch.“

Er zog mich auf den Geier herauf und umklammerte uns dieses Mal vollständig mit seinen Lianen, sodass ich nicht nochmal herunterfallen würde.

„Es ist noch nicht vorbei“, warnte Nekhbet uns.

Ich drehte mich um: die Bestie war wieder hinter uns. Zwar sind wir ein Stück weitergeflogen, aber abgehängt hatten wir unseren Feind nicht. Auf einmal drehte sich Nekhbet in der Luft und schlug so stark mit seinen Flügeln von hinten nach vorne, dass deutlich sichtbare Luftstöße in Richtung der Bestie flogen. Diese waren scharf wie Samuraischwerter und zerschnitten die umliegenden Wolken in Stücke, sodass sie auseinanderdrifteten. Die Bestie versuchte auszuweichen, von links nach rechts, von oben nach unten, und wieder links-rechts-links-rechts. Nekhbet beschleunigte seine Schläge immer schneller. Mittlerweile schlug er so hastig, dass wir mit enormer Geschwindigkeit rückwärts durch die Lüfte flogen. Der Wind war so laut, dass es kaum auszuhalten war. Der Druck auf meinen Ohren stieg enorm und meine

Augen tränten regelrecht, sodass ich kaum erkennen konnte, was überhaupt vor sich ging.

Vage sah ich, wie einer der Stöße seitlich an den Rippen der Bestie einschlug, als heftig Blut durch die Luft spritzte. Die Wunde musste tief sein, denn der Greif stürzte auf eine kleine Insel unter uns hinab.

„Nekhbet du verdammter Bastard!“, schrie er uns hinterher, doch wir machten uns aus dem Staub.

„Meinst du, dieses Biest ist tot?“

Erst schwiegen mich beide an, dann antwortete Nekhbet. „Nein, den habe ich zu gut ausgebildet. Er ist ein zäher Bursche.“

„Wäre es nicht besser ihn auszuschalten? Warte...du hast ihn ausgebildet?!“

„Es werden noch mehr von ihnen kommen – wir müssen hier verschwinden. Solch eine kleine Wunde schwächt ihn nur“, brummte Nekhbet. „Kaito ist einer unserer gefährlichsten Gegner.“

Sein Name ging mir sofort durch den Kopf. „Kaito heißt du also“, nuschelte ich vor mir hin.

„Kaito Dula’Rom, um genau zu sein“, ergänzte Penji mein Selbstgespräch.

„Aber warum hast du dieses Biest ausgebildet?“

„Er war nicht immer so“, erwiderte Nekhbet. „Er wurde abtrünnig und ist dem Orden beigetreten – seitdem macht er den äußeren Ring unsicher.“

„Der Orden?“, hakte ich nach.

„Sie wollen die gesellschaftlichen Strukturen in Umir vernichten, insbesondere die Weisen sollten ihrer Meinung nach sterben. Seit Jahrhunderten versetzen sie unsere Welt in Angst und Schrecken.“

„Könnt ihr sie nicht...auslöschen?“

„Wenn das so einfach wäre“, klinkte Penji sich ein. „Allein der äußere Ring...nein, nur der Orden an sich ist viel größer, als du denken magst.“

Ein Seufzer entrann mir. „Und was hat das mit dem inneren und äußeren Ring auf sich?“

Penji legte seine Hand auf meine Schulter. „Lass dir das am besten in Ruhe auf Celestia erklären.“

Erneut seufzte ich. Zusätzlich bohrte ich mit meinen Fingern abwechseln in den Ohren. Sie juckten schon die ganze Zeit über. Das Blut war durch den Wind angetrocknet, der an uns vorbeizischte. Ich war mir unsicher, ob ich wirklich noch genauso gut hörte, wie vorher.

* * *

In Umir existierten einige solcher kleinen Inseln, wie jene am Anfang, auf der Nero gelandet war und von Shampotti hochgetragen wurde.

Genauso unbenannt und unbekannt war jene, auf der Kaito landete. Er lag auf dem Rücken und blickte in die Wolken. Mit einem Arm hielt er sich die Rippen fest, um die Blutung zu stoppen. Nach einer Weile stand er langsam auf, aber musste sich auf einem Knie abstützen, um seine Schmerzen zu kompensieren.

„Schon wieder hast du mich nicht ernst genommen, Anführer! Ich habe diesen Moment vorhergesagt! Und ich werde immer wieder die Zukunft vorhersagen!“

„Du kannst ihn nicht töten, ist dir das bewusst?“, fragte eine vertraute Stimme hinter Kaito.

„Das will ich auch gar nicht“, antwortete er, ohne sich umzudrehen.

„Dein Anführer wird dir niemals glauben, wenn du keine Resultate erbringst.“

„Ich hasse dein Geschwafel!“, brüllte Kaito, während er sich umdrehte und das Wesen hinter ihm mit dem Schwert in der Mitte zerschnitt. Er blickte enttäuscht in den Rauch, den er eben halbierte, bis sich dieser im Nichts auflöste.

„Immer erscheinst du, wenn ich geschwächt bin...“

Glaube

„Was war das vorhin eigentlich, Penji?“

„Was meinst du?“

„Diese Lianen, die aus deinen Pfoten kamen.“

Er hielt mir die Pfote hin, sodass ich seinen grün funkelnden Ring betrachten konnte. „Das ist der Ring des Lebens. Wadjet hat mir einen Teil seiner Kraft übertragen. Dadurch kann ich Pflanzen erschaffen, oder bereits Existierende kontrollieren. Ich spüre auch, wenn sich mir jemand nähert, weil die Pflanzen es mir mitteilen.“

„Deswegen wusste Wadjet, dass ich komme.“

Penji nickte mir zu.

„Wir sind gleich auf Celestia, aber ich habe ein schlechtes Gefühl“, sagte Nekhbet.

„Dass der Orden uns auflauern könnte?“, fragte Penji.

„Exakt. Normalerweise greifen sie harmlose Inseln wie diese nicht an, aber irgendetwas muss Kaito von unserem Begleiter hier wollen.“

Der Mops warf mir einen fragwürdigen Blick, aber ich zuckte nur mit den Achseln. „Wir dürfen diese Insel nicht in Gefahr bringen, sonst können wir uns die Audienz gleich abschminken“, sagte er.

„Könnt ihr mich nicht einfach dort absetzen?“, erwiderte ich.

Penji lachte kurz auf. „Du weißt doch gar nicht, wo du hinmusst?“

„Das werde ich schon rausfinden. Den Weg zu Wadjet habe ich auch gefunden.“

Nekhbet brummte. „Er hat Recht. Wir könnten dich morgen um die Mittagszeit herum auf der anderen Seite der Inseln abholen.“

„Und was macht ihr in der Zwischenzeit?“

„Dafür sorgen, dass der Orden uns bis zur Hauptinsel nicht mehr in die Quere kommt“, brummte Nekhbet erneut.

Penji und ich nickten uns zu. Die Insel war bereits in Sichtweite, die Wolken verschwanden Stück für Stück und wir würden gleich landen. Sie sah nochmal gewaltiger als Aloria aus – nur nicht so grün. Ich erkannte aus der Ferne Statuen, riesige Tempel, vereinzelt Gebäude, aber kaum Leute.

Nekhbet landete auf Celestia und neigte sich leicht auf den Boden. Ich glitt von ihm herunter und fasste Fuß auf festem Gestein. Ein paar Meter ging ich nach vorn, dann drehte ich mich nochmal um.

„Bis morgen!“

Beide grinsten mich an. „Bis morgen!“

* * *

Mehrere Minuten ging ich schon geradewegs über die Insel. Wie ein Gebirge zog sich die Landschaft vor mir auf. Einige kleine Hügel hatte ich bereits passiert, diese waren mir vorher gar nicht aufgefallen, bis ich auf die ersten Tempel stieß. Diese waren stets ringförmig aus Gestein gebaut. Einzelne Steinringe waren übereinandergestapelt. Der Unterste war am breitesten. Nach oben hin

wurden diese etwas schmaler, aber nicht so schmal, dass der Tempel spitz sein würde. In der Mitte war stets vertikal ein Eingang großzügig freigelassen, durch den man eintreten konnte. Aus dem Inneren blickte mir viel Grün entgegen, was aufgrund der kleinen eingelassenen Fenster sichtbar war.

„Die Leute hier haben echt was für Ringe übrig“, sprach ich zu mir selbst.

„Faszinierend, oder?“, erwiderte jemand.

„Auf jeden Fall...“, antworte ich. „WAAAS?!“ Ich drehte mich ruckartig um und sprang dabei zur Seite. Eine junge Frau stand auf einmal neben mir. „Wo kommst du denn her?!“

Sie fiel mir in Arme und drückte mich herzlich fest. „Ich wollte dich nicht erschrecken!“

Als sie mich losließ, kratzte ich mir peinlich berührt am Hinterkopf. „Und ich wollte dich nicht anmeckern.“

„Ich komme vom gegenüberliegenden Tempel, deswegen konntest du mich nicht sehen.“

Ich blickte auf die andere Seite. Dort waren drei weitere Tempel. Aus welchem sie kam, konnte ich nicht ausmachen. Mich wunderte sowieso, warum es hier einen Tempel nach dem nächsten gab.

„Ich bin übrigens Soffi“, stellte sie sich vor und reichte mir die Hand.

Ich nahm ihre Hand entgegen. „Nero.“

„Was trägst du für seltsame Kleidung?“

Ich blickte an mir herunter und lachte verlegen, denn ich verstand erst nicht, was sie meinte. Doch im Gegensatz zu mir sah sie heilig aus: langes weißes Haar, helle Haut, blaue Augen, im Gesicht ein paar Sommersprossen,

zudem von einer Kette um den Hals geschmückt, an der mehrere Amulette hingen, ein edler dunkelblauer Mantel mit orangen Verzierungen, darunter ein weißes Gewand.

„Woher bekomme ich so tolle Kleidung wie du?“

Sie stupste mir leicht gegen die Schulter. „Dann musst du nur einer von uns werden.“

„Zeig mir, wie das geht!“

Sie nahm mich am Arm. „Nichts leichter als das.“

Wir gingen in Richtung Zentrum der Insel, über einfache Straßen, die aus einzelnen Steinen gelegt waren. Uns kamen die ersten Häuser entgegen, die wie kleine Tempel aussahen: verziert in ringförmigen Mustern, mit Türen aus ringartigen Symbolen und Dächer, die aus mehreren Ringen übereinander gedeckt waren.

Zudem sah ich ständig Statuen, manchmal von Tieren, wie ein Affe, ein Fuchs oder ein Pferd. Dann wiederum welche, die aussahen wie Shampotti, also ein Art Engel mit Flügeln am Rücken, der leicht schwebte und seine offenen Arme ausstreckte – genauso, wie er mir erschienen war.

Ich zeigte auf eine der großen Statuen. „Ist das Shampotti?“

„Natürlich!“, antwortete mir Soffi mit heiterer Stimme. „Er ist überall in Umir. Du wirst immer wieder Statuen finden, und wenn du Glück hast, begegnest du ihm auch!“

„Ich habe ihn tatsächlich schon getroffen.“

Ihre Augen wurden glasig und funkelten. „Wirklich?! Erzähl mir mehr!“

In dem Moment wusste ich nicht, wo ich anfangen sollte, denn viel Zeit hatte ich nicht mit ihm verbracht.

Sie stupste mich ungeduldig an. „Nun sag schon!“

„Eigentlich war es nur kurz. Plötzlich erwachte ich auf einer äußerst kleinen Insel. Er erschien mir aus dem Nichts und beförderte mich auf die nächstgrößere Insel. Dann war er auch schon wieder weg.“

„Hat er denn gar nichts gesagt?“

„Er hat mich zur großen Schlange auf Aloria geschickt...Wadjet.“

Soffi hielt auf der Stelle an. „Und hast du Wadjet getroffen?“

„Ja, er will mir helfen, den Finsterfluch loszuwerden.“

Sie kam einen Schritt an mich heran und fasste mir sanft über die Unterarme. „Es ist schon ziemlich weit vorangeschritten“, murmelte sie. „Genau wie bei meiner Mutter.“

„Das tut mir leid für dich.“

„Schon gut. Aber dass du bereits Shampotti *und* einen seiner Shampotten getroffen hast...“

„Ist das schlecht?“

„Nein, ich glaube eher, dass es gut ist. Wie bist du überhaupt auf unsere Insel gekommen?“

„Nekhbet hat mich rübergeflogen von Aloria.“

Soffi ging einen Schritt nach hinten und blickte mich mit großen Augen an.

„Wer bist du wirklich?“

Ich zog ahnungslos meine Schultern ein. „Na Nero.“

„Der **Shampotte des Lebens** hilft dir. Der **Shampotte der Lüfte** ebenso. Irgendwas an dir muss doch besonders sein, wenn du solch starke Verbündete hast?“

Wieder stand ich ahnungslos vor ihr und wusste nicht, was sie hören wollte. „Was sind denn überhaupt Shampotten?“

„Es gibt...besser gesagt gab...mehrere Shampotten. Jeder von ihnen bekam einen mächtigen Ring von Shampotti, eine bestimmte Fähigkeit. Heute wissen wir jedoch sehr wenig über die Vergangenheit von Umir, deswegen versuchen wir sie im Rahmen unseres Glaubens zu erforschen.“

Sie kam wieder ein Stück dichter an mich heran und nahm meine Hände. „Wenn du eine Heilung für den Finsterfluch finden willst, leistest du automatisch Aufklärungsarbeit an unserer Geschichte. Das ist die wichtigste Aufgabe in unserem Glauben.“

„Also habe ich gute Voraussetzungen, einer von euch zu werden?“

Sie nickte mir aufrichtig entgegen.

„Aber was habe ich davon?“

„Wir haben viele Privilegien im inneren Ring. Zum Beispiel können wir kostenfrei auf jede der umliegenden Insel reisen. Unsere Mäntel sind von den Ringen der Weisen verstärkt, weswegen sie deine Krankheit dauerhaft lindern. Und du kannst problemlos eine Audienz auf der Hauptinsel erhalten.“

An dieser Stelle klingelten meine Ohren. „Das waren jetzt nur Vorteile, wo ist der Haken?“

Soffi lachte. „Du darfst niemals dem Orden beitreten, das ist die einzige Bedingung.“

Ich lachte ebenso. „Das hatte ich nicht vor.“

„Lass uns zum Haupttempel gehen“, sagte sie.

* * *

Locker eine halbe Stunde waren wir schon unterwegs. Die ganze Insel sah komplett gleich aus: immer wieder kleine Tempel und Häuser, sonst nichts. Die Leute hier lebten simpel und wirkten dementsprechend ausgeglichen. Oft schaute ich in freundliche Gesichter auf den Straßen. Soffi grüßte ausnahmslos jeden, der uns über den Weg lief. Alle kannten sich und es schien den Leuten dort zu gefallen. Sie trugen diese farbenfrohen langen Mäntel wie Soffi. Zudem hatten alle weißes Haar, egal ob jung oder alt, ob Mann oder Frau.

„Wie viele Leute leben hier eigentlich?“

„Ich glaube etwas über 2000.“

„Für so eine riesige Insel recht wenig, oder?“

„Ja, das Leben hier ist ruhig. Ich denke, hier leben so wenige, weil es nicht viel zu erleben gibt. Keine Feiern, keine florierende Wirtschaft, aber auch keine Gewalt oder Straftaten.“

„Also entscheiden sich eher Leute, hier zu leben, weil sie ihre Ruhe wollen?“

„Unter anderem. Die meisten kommen her, um unseren Glauben zu studieren, sie finden es faszinierend und wollen die Schöpfungsgeschichte verstehen. Täglich sind hier mehr Besucher als Einwohner.“

Soffi zeigte mit dem Finger nach vorn auf einen riesigen Tempel, der zwar genauso aussah wie die anderen hier, jedoch mindestens zwei- oder dreimal größer war. „Das ist die Hauptattraktion unserer Insel, dort müssen wir hin.“

Es versammelten sich bereits Leute um den Tempel. Je zentraler wir auf der Insel waren, desto voller wurde es. Soffi ging einen schnelleren Schritt, als wären wir spät dran und dürften nichts verpassen.

„Passen wir überhaupt mit in den Tempel rein?“

„Das ist nicht notwendig“, erwiderte sie. „Die Lesungen und Gebete finden zwar drinnen auf der Grünfläche statt, aber man bekommt von außen genauso viel mit.“

Noch konnte ich mir nicht vorstellen, wie ich den Prediger reden hören sollte. Diese Säulen, die den Eingang des Tempels stützten, waren so gewaltig wie 1000 Jahre alte Baumstämme. Keine zwanzig Personen zusammen könnten sie umklammern. Dementsprechend viel Licht gelangte ins Innere, sodass ich die Grünfläche erblicken konnte, die wie ein frisch gepflegter Zen-Garten erblühte.

Soffi zog mich wieder am Arm und bog rechts vor dem Eingang ab. „Wo gehen wir hin?“, fragte ich.

Sie antwortete nicht, denn im nächsten Moment kam uns eine junge Frau entgegen. Die beiden umarmten sich liebevoll und ausgiebig. Sie trug ebenso langes weißes Haar, sogar noch länger als Soffi. Statt einem blauen war sie von einem grünen Mantel mit goldenen Verzierungen bedeckt. Um ihrem Hals hingen genau dieselben Ketten mit Amuletten. Ihre strahlend grünen Augen passten perfekt zum Mantel und bildeten einen wunderbaren Kontrast zu ihrer dunklen Haut. Diese Frau war wahrlich eine Schönheit. Als ich sie nochmal genauer betrachte, fragte ich mich, ob ich jemals eine solch schöne Frau gesehen hatte.

„Das ist Kiwi“, sagte Soffi. „Kiwi – Nero. Nero – Kiwi“, machte sie uns miteinander bekannt.

Wir reichten uns reserviert die Hand und warfen uns einen peinlichen Blick zu, denn die Lesung startete in diesem Augenblick. Wir hatten gerade noch einen Platz im Tempel erwischt. Alles versammelte sich im Kreis um den Prediger. Er trug, wie war es anders zu erwarten, langes weißes Haar, einen langen weißen Bart, ein langes weißes Gewand, mit reichlich goldenem Schmuck und unzähligen Verzierungen. Kaum hatte ich ihn genauer betrachtet, begann er mit seiner tiefen und ruhigen Stimme die Lesung: „Ihr Lieben, ich heiße euch willkommen zur Lesung. Bevor wir die heiligen Schriften studieren, lasst uns etwas herunterkommen. Auf eine Wellenlänge, in der wir unsere Sorgen abgelegt und Ängste vergessen haben. Ich lade euch zum Gebet ein.“

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort, alle schlossen währenddessen die Augen und blickten nach unten, mich eingeschlossen.

Großer Shampotti, ich tendiere dazu, mich schnell zu sorgen. Aber ich möchte das loslassen, was außerhalb meiner Kontrolle liegt. Lehre mich, meine Sorgen in Anbetung zu verwandeln. Erfülle meine Gedanken mit deinem Frieden. Ich übergebe dir all meine Sorgen. Leite mich bei meiner Entscheidung, in der Gegenwart zu leben und das Beste aus jedem Augenblick zu machen. Shampotti, ich weiß, dass du gut und weise bist. Aber manchmal fällt es mir schwer, deinem Plan mehr zu vertrauen als meinem eigenen. Bitte hilf mir! Übernimm die Kontrolle über meine ängstlichen Gedanken und erfülle

mich mit deiner Weisheit. Danke, dass ich dieses Leben nicht allein meistern muss.

Die Worte des Predigers hatten eine äußerst beruhigende Wirkung auf mich. Ich war beinahe im Stehen weggetreten. Als ich meine Augen wieder öffnete, sah ich ihn ein golden leuchtendes Buch unter seinem Mantel hervorholen. Es öffnete sich von allein und blätterte ein paar Sekunden, bis es auf einer Seite stehen blieb.

„Lasst uns mit der heutigen Weisheit aus der Shanti fortfahren“, sagte er und begann folgende Geschichte daraus vorzulesen:

Es war ein ruhiger Sommermorgen, als Hogodarias, ein einfacher Inselbewohner, langsam aus dem Schlaf erwachte. Doch etwas fühlte sich seltsam an. Sein Körper war von einer merkwürdigen Schwere befallen, und als er seine Augen öffnete, wurde ihm klar, dass er vom Finsterfluch befallen war, denn sein gesamter Körper war von schwarzen Adern übersät. Doch anstatt in Verzweiflung zu verfallen, entschied er sich, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

Fest entschlossen machte sich Hogodarias auf den Weg, um eine Heilung zu finden. Trotz seiner immer schwächeren und teils gelähmten Gliedmaßen stellte er sich tapfer den Herausforderungen, die sich ihm in den Weg stellten. Erst besuchte er verschiedene Heiler, dann sogar die Weisen, in der Hoffnung, jemanden zu finden, der die Geheimnisse des Finsterfluchs kannte.

Seine Reise führte ihn über die weitläufigen Inseln des Lebens. Er traf auf andere Menschen, die ebenfalls vom Finsterfluch betroffen waren, und erfuhr von ihren Leiden. Hogodarias wurde zu einem Symbol der Hoff-

nung für diejenigen, die ansonsten den Glauben verloren hatten. Trotz der Frustration und der immer stärker werdenden Symptome des Finsterfluchs gab er niemals auf. Er studierte alte Bücher, forschte in vergessenen Bibliotheken und befragte die Ältesten über Mythen und Legenden. Sein unerschütterlicher Glaube an eine Heilung gab ihm die Kraft, die Dunkelheit zu überwinden, die ihn umgab.

Die Jahre vergingen, und Hogodarias fand schließlich einige vielversprechende Hinweise auf eine mögliche Heilung. In den alten Schriften hat er immer wieder von einer Bestie gelesen, die als Nefertim bezeichnet wird, und für den Finsterfluch verantwortlich sei. Er fand heraus, dass es irgendwo einen uralten Tempel geben soll, wo sich ein Artefakt versteckt, mit dessen Hilfe man den Nefertim finden kann.

Allerdings war Hogodarias zunehmend von der Krankheit gezeichnet und er wusste, dass er selbst diesen Tempel niemals mehr finden würde. Daher verbreitete er die erfreuliche Botschaft von Hoffnung und Heilung. Viele Menschen schlossen sich seinem Kampf an und unterstützten seine Suche nach dem Tempel.

Weitere Jahre vergingen und eines Tages, als er bereits stark geschwächt war, erlag er dem Finsterfluch. Sein gesamter Körper war schwarz und verdorben, als hätte man ihm all seine Lebensenergie entzogen. Doch sein Vermächtnis lebte weiter. Seine unermüdlichen Anstrengungen hatten dazu beigetragen, dass die Symptome der Krankheit erforscht und die Suche nach einer Heilung verstärkt wurden.

Der Mythos um den Tempel und dessen Heilmittel sind sein Erbe. Er selbst hat es als größten Schatz in Umir getauft. Wer ihn findet, kann diese Welt grundlegend ändern.

Über die Jahre sind unzählige weitere Geschichten zum besagten Tempel entstanden. Niemand weiß, wo er ist. Manche sagen in den tiefen Sümpfen, andere sprechen von den Wüsten. Aber in einem Aspekt sind sich alle sicher: Ein unbesiegbares Monster bewacht diesen Schatz. In verschiedenen Quellen zu unterschiedlichen Zeiten wurde die Geschichte um Hogodarias und sein Schatz als die ***Legende des Nefertim*** *bekannt.*

Die Geschichte fesselte mich. Anfangs dachte ich, dass ich selbst dieser Hogodarias sein könnte und hoffnungsvoll nach der Heilung suche. Aber dass über so viele Jahre hinweg niemand diesen Schatz gefunden hatte, dass es sogar als Legende in diesem heiligen Buch niedergeschrieben wurde, verunsicherte mich. Wie könnte ich es jemals schaffen, diesen Tempel zu finden?

„Lasst uns die Lesung wie immer mit unserem Madhuvana abschließen“, sagte der Prediger und riss mich aus meinen Gedanken heraus, bevor alle zusammen sprachen:

Oh unser liebevoller Ring der Güte
Egal wie düster unsere Tage sein mögen
Durch dich halten wir zusammen
Denn du erleuchtest uns stets mit deiner Großzügigkeit

Oh unser weiser Ring des Geistes
Wann immer du unsere Seelen erfüllst
Selbst wenn sie eigentlich schon erschöpft und müde sind
Erinnerst du uns barmherzig, dass wir niemals allein sind

Oh unser mächtiger Ring der Kraft
Lass uns an deiner Stärke teilhaben
Damit wir stets für unsere Werte einstehen
Und täglich auf Umir stolz sein können

Oh unsere heiligen Weisen
Euer Weg ist unser Kompass
Wir bitten um eure Bereicherung
Wir bitten um Güte, Geist und Kraft

Das abschließende Gebet erinnerte mich an einen Gottesdienst, als hätten alle zusammen das Vaterunser gesprochen. Wir blieben eine Minute mit geschlossenen Augen stehen und blickten nach unten. Als ich sie wieder öffnete, stand Soffi nicht mehr neben mir. Ich drehte mich um und suchte sie in der Menge, doch die meisten Leute sahen vom Weiten mit ihren weißen Haaren genauso aus wie sie. Unter der Unmenge an hellen Köpfen konnte ich sie nicht wiederfinden. Ich schlug den Weg ein, den wir gekommen waren, um aus dem Tempel herauszukommen. Plötzlich tauchte Kiwi neben mir auf, nahm mich an der Hand und schleuste uns beide zur Seite raus.

„Hab ich was falsch gemacht?“, fragte ich sie verwundert.

„Wer bist du?“

„Na Nero, ich hab mich doch vorgestellt?“

„Aber von welcher Insel kommst du? Deine Kleidung ist merkwürdig.“

Ich rümpfte mir die Nase und sah sie ernst an. „Aus dem äußeren Ring komme ich. Von ganz weit her.“

Sie hob die Augenbrauen. Ich konnte nicht ausmachen, ob sie meine Lüge durchschaute oder überrascht war. „Hat deine Insel keinen Namen?“

Ich zögerte kurz, dann stotterte ich mir einen Namen zusammen. „Men...men...Mensoria.“

„Mensoria? Nie davon gehört. Klingt nach einer Honig-Insel?“

„Sie gehört zu den Inseln des Lebens“, bluffte ich. „Liegt bei Aloria.“

Sie sah mich immer noch mit hochgezogenen Augenbrauen an, aber fuhr dann fort: „Und wie bist du hergekommen? Von soweit her brauchst du ein Transportmittel.“

Ich streckte meine Brust selbstbewusst ein Stück weit raus. „Na mit meinem Freund Nekhbet.“

Kiwi unterbrach den Augenkontakt zu mir und sah nachdenklich auf den Boden. Mich wunderte, dass sie unbeeindruckt war.

„Dann ist der Mops nicht weit“, nuschelte sie.

„Penji? Die beiden kommen mich morgen abholen.“

„Warum erst morgen?“

Nun vermied *ich* den Augenkontakt.

„Na?“, hakte sie nach.

„Weil der Orden uns auf den Fersen ist.“

„Es scheint, als wärt ihr auf der Durchreise.“

Ich nickte ihr zu und streckte dabei meine Unterarme nach vorn. „Ich suche Hilfe von den Weisen.“

Sie fasste sanft über meine Arme und berührte vorsichtig die pulsierenden Adern.

„Komisch. Sie sind nicht so stark angeschwollen wie sonst“, bemerkte ich.

„Das liegt am Madhuvana. Unser Gedicht an die Weisen – das Gedicht unseres Glaubens. Nach jeder Lesung sagen wir es auf, um uns an die Macht der Weisen, nämlich an Güte, Geist und Kraft zu erinnern. Ihre Energie lindert den Finsterfluch.“

„Aber warum?“

„Ganz einfach. Der Finsterfluch ist der Weg in den sicheren Tod, während wir Madhuvaner den Weg nach Rionn gehen.“

„Rionn?“

„Du musst Rionn erreichen, um die Schöpfungsgeschichte von Umir zu verstehen. Wenn du mit den Ringen der Weisen gesegnet wurdest, wirst du voller Güte, Geist und Kraft leben – dann werden alle deine Fragen beantwortet sein.“

Ich verstand überhaupt nicht, wovon sie redete. Im nächsten Augenblick sah ich Soffi auf uns zukommen, der Prediger begleitete sie.

Er reichte mir seine Hand. „Du bist also Nero.“ Ich nahm sie entgegen, er hatte einen entschlossen festen Händedruck. „Ich bin Piterius Hagendach“, stellte er sich vor.

„Nero Flynn Dester.“

„Soffi hat dir erklärt, dass du als Madhuvaner die Symptome des Finsterfluchs lindern kannst?“

„Hat sie“, sagte ich nickend. „Allein euer Gebet eben hat schon meine Schmerzen gelindert.“

Ein Grinsen breitete sich in seinem Gesicht aus. Seine Augen schlossen sich friedlich. „Lasst uns in einen unserer Weihungstempel gehen.“

Wir gingen um den großen Tempel herum. Einige hundert Meter entfernt lag ein weiterer, in dem ich geweiht werden sollte. Er sah von außen fast genauso aus wie die anderen, nur dass über dem Eingang drei verschieden farbige Steine angebracht waren: blau, violett und rot. Der Tempel selbst war förmlich leer. In der Mitte waren zwei große Ringe auf dem Boden gezeichnet, ein vielfach größerer äußerer Ring und ein kleiner innerer Ring. Dazwischen waren überall winzige Kreise eingezeichnet. Im Zentrum, ganz in der Mitte, war ein dicker weißer Punkt.

„Du musst dich in den inneren Ring stellen“, sagte der Prediger zu mir. Dann holte er unter seinem Mantel einen kleinen Beutel voller bunter Steine hervor und überreichte ihn Kiwi. Danach nahm er die Shanti in die Hand, aus der er vorhin gelesen hatte. Das Buch blätterte sich wieder von allein auf und hielt an der richtigen Stelle an.

„Die Weihung läuft wie folgt ab“, setze er an. „Wir lesen Strophe für Strophe das Madhuvana vor. Nach jeder musst du einen der Steine essen. Am Ende sprichst du noch die Akklamationsformel mit uns. Das war es auch schon.“

Ich schluckte meinen angestauten Speichel herunter und sah ihn aufrichtig an. Dann begann es:

Oh unser liebevoller Ring der Güte
Egal wie düster unsere Tage sein mögen
Durch dich halten wir zusammen
Denn du erleuchtest uns stets mit deiner Großzügigkeit

„Der blaue Stein“, sagte Soffi, während Kiwi mir einen blauen Stein gab. Ich aß ihn, er schmeckte nach nichts. Dann fuhren wir fort:

Oh unser weiser Ring des Geistes
Wann immer du unsere Seelen erfüllst
Selbst wenn sie eigentlich schon erschöpft und müde sind
Erinnerst du uns barmherzig, dass wir niemals allein sind

„Der violette Stein“, sagte Soffi, während mir Kiwi einen violetten Stein gab. Ich aß ihn, er schmeckte wieder nach nichts. Wir fuhren fort:

Oh unser mächtiger Ring der Kraft
Lass uns an deiner Stärke teilhaben
Damit wir stets für unsere Werte einstehen
Und täglich auf Umir stolz sein können

„Der rote Stein“, sagte Soffi, während mir Kiwi den letzten Stein gab. Ich aß ihn, er schmeckte auch nach nichts. Also schlossen wir mit der Akklamationsformel ab:

Oh unsere heiligen Weisen
Euer Weg ist unser Kompass
Wir bitten um eure Bereicherung
Wir bitten um Güte, Geist und Kraft

Auf einmal musste ich tief einatmen, meine Augen fühlten sich riesig an, meine Hände waren zu Fäusten geballt – mein ganzer Körper war extrem angespannt. Ich atmete immer schneller und fing an zu schwitzen. Mir rasten eine Million Gedanken gleichzeitig durch den Kopf. Dann merkte ich, wie Soffi einen braunen Mantel

über mich legte. Golden leuchtende Ringe umgaben mich, die langsam auf und ab schwebten. Sie pulsierten anfangs schnell, doch wurden immer ruhiger, genau wie mein Atem. Die Ringe näherten sich und schmiegten sich an den Mantel an. In diesem Moment färbte er sich in ein dunkles Rot und goldene Verzierungen breiteten sich über ihn aus.

„Warum ist mein Mantel rot?“

„Leidenschaft, Stärke, Macht...aber auch Blut, Krieg und Gewalt. Jede Farbe symbolisiert zwei Seiten“, erklärte mir der Prediger. „Die Farbe des Mantels spiegelt dein Potenzial und deinen Charakter wider.“

Ich blickte an mir herunter. Der blutrote Mantel gefiel mir, insbesondere die goldenen Muster. Meine Kleidung, die ich ursprünglich trug, war ausgewechselt, ich trug jetzt ein weißes Hemd und eine schwarze Hose sowie braune Lederschuhe. Die Schmerzen im gesamten Körper waren ebenso verpufft. Ich fühlte mich vital wie seit Monaten nicht mehr.

Der Prediger klopfte mir leicht auf die linke Schulter und schlenderte im Kreis um mich herum. „Wie ich sehe, geht es dir bereits besser.“

„Viel besser sogar“, erwiderte ich.

„Seitdem sich vor Hunderten von Jahren der Finsterfluch ausgebreitet hat, sind unzählige Inseln an die Hauptinsel angebunden worden. Die Aufgabe von uns Madhuvanern ist es, Betroffene wie dich mit unserem Glauben und Ritualen zu schützen.“

Er zeigte auf den Boden, genau auf den Ring, in dem ich stand. „Du befindest dich jetzt im inneren Ring. Alle

diese Inseln unterstehen dem Schutz der Weisen und können problemlos bereist werden.“

Sein Finger wanderte in den äußeren Bereich. „All diese Punkte sind Inseln. Niemand weiß genau, wie viele es insgesamt gibt. Deswegen ist der äußere Ring so groß gezeichnet. Das sind all die Orte, die nicht zum inneren Ring gehören. Dort haben die Weisen *keinen* Einfluss.“

Er blieb vor mir stehen und sah mir direkt in die Augen. „Aber wo sie Einfluss haben, ist hier – im inneren Ring. Wir Madhuvaner haben eine strikte Rangfolge, die sicherstellt, dass wir eine spirituell gefestigte Gemeinschaft sind, in der die Mitglieder aufgrund ihrer Fähigkeiten und Hingabe verschiedene Positionen erreichen können.“

„Was ist meine Position?“

„Die unterste Stufe sind Gläubige, die unsere Rituale durchführen und sich die Weisheiten der Shanti zu Herzen nehmen, ohne aktives Mitglied zu sein. Du bist jetzt allerdings ein Novize. Du hast einen geweihten Mantel und eine Shanti.“

In diesem Moment überreichte er mir das Buch, aus dem er die ganze Zeit gelesen hatte. Die Shanti war vollständig golden und funkelte unermesslich aufgrund ihrer Verzierungen. Ich traute mich erst nicht, das Buch überhaupt entgegenzunehmen, doch der Prediger drückte es mir regelrecht in die Hände.

„Wenn ein Novize sich in der spirituellen Richtung weiterbildet und einem Prediger untersteht, kann er eines Tages selbst einer werden und den Glauben in die Welt tragen. Man muss dafür eine tiefe Verbindung zur Shanti

aufbauen und ihre Lehren verständlich vermitteln können.“

Schließlich nahm ich das Buch entgegen. Der Prediger ging wieder Kreise um mich herum. „Man kann auch *hoher Prediger* werden, wenn man auf der Hauptinsel gelebt und dort aktiv an der Shanti geschrieben hat. Die Erforschung unserer Geschichte ist die wichtigste Aufgabe eines jeden Madhuvaners.“

Erneut hielt er vor mir an und sah mir direkt in die Augen. „Aber aufgrund deines Mantels sehe ich, dass diese Laufbahn nicht zu dir passt. Man kann auch einen kämpferischen Weg einschlagen. Wer die Schwachen verteidigt und unseren Glauben beschützt, kann erst zum Glaubensritter, später sogar zum General ernannt werden.“

Ich begann leicht zu nicken, denn mir gefiel der Gedanke gut, mir meinen Weg freischlagen zu können, wenn es notwendig würde.

„Der höchste, aber auch unerreichbare Rang in der Gemeinschaft, ist der des Weisen. Sie gelten als die Gründungsväter der Glaubensgemeinschaft. Sie sind die Quelle aller spirituellen Lehren und die ultimativen Hüter des Wissens und der Traditionen der Madhuvaner. Es gehört zur Pflicht eines jeden Novizen, einmal bei den Weisen vorzusprechen.“

„Also habe ich eine Audienz bei ihnen?“

Er nickte mir zu. „Die hast du.“

Ich reichte dem Prediger meine Hand. Erneut fiel mir sein fester Händedruck auf. Wir schüttelten für ein paar Sekunden die Hände und sahen uns eindringlich in die

Augen. „Ich werde die Weisen wissen lassen, dass du kommst.“

Sein Blick wandte sich zu Kiwi. „Es ist deine Chance, endlich durch ganz Umir zu reisen.“

Ich drehte mich zu Kiwi um. Ihre Hände zitterten leicht.

„Aber...“

„Du musst den Weg nach Rionn gehen“, unterbrach der Prediger sie. „Du wolltest schon immer wissen, was genau dahinter steckt. Jetzt hast du die Chance.“

Kiwi ballte eine Faust und nickte ihm entschlossen zu. Dieses Rionn musste im madhuvanischen Glauben außergewöhnlich sein, sonst wäre sie nicht so aufgeregt.

„Und was ist mit Soffi?“, fragte sie.

„Du weißt doch...“, entwich Soffi mit gedrückter Stimme. „Meine Mutter.“

„Ist es wieder schlimmer geworden?“

„Es schwankt täglich. Gestern waren ihre Adern noch normal bläulich, heute wieder tiefschwarz.“

„Das tut mir leid. Weißt du, wann dein Vater zurückkehrt?“

„Morgen Nachmittag erst.“

„Können wir nicht so lange warten?“, hakte ich nach.

„Wenn ich mir ansehe, wie sehr der Finsterfluch bei dir schon fortgeschritten ist...“ Prediger Hagendach fasst mir auf die Schulter. „Der Mantel schwächt es zu wenig ab, du brauchst so schnell wie möglich einen Ring.“

„Außerdem wirst du doch morgen Vormittag abgeholt, oder nicht?“, vergewisserte sich Kiwi.

„Ihr habt Recht. Also heißt es jetzt schon Abschied nehmen, Soffi?“

„Ach Quatsch!“ Sie griff freudestrahlend Kiwis und meine Hand. „Wir gehen jetzt was essen und spielen noch eine Runde Inselhüpfen!“ Energisch zog sie uns aus dem Tempel hinter sich her.

„Inselhüpfen?“

„Das zeigen wir dir später!“, sagte Soffi.

Ich drehte mich nochmal flüchtig zum Prediger um. „Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken kann!“

Er winkte mir mit einem breiten Grinsen im Gesicht zu: „Indem du eine Heilung für den Finsterfluch findest!“

* * *

Wir schlenderten schon länger über Celestia, mittlerweile dämmerte es. Soffi zeigte rechts auf einen beleuchteten Stand, der aussah wie ein mobiler Tempel auf Rädern, mit einem Dach aus übereinandergestapelten Holzringen. „Hier gibt es die besten Suppen!“

Sie zog mich wieder eilig mit sich. Im Inneren des Stands waren kleine schwarze Schilder an der Rückwand angebracht. Jedes Gericht kostete drei *Honigsteine*. Die Auswahl war überschaubar: Umirs bunte Mischung, madhuvanische Gelassenheit, Celestia Klassik. Ich begann zu lachen, Kiwi boxte mich leicht gegen die Schulter. „Was hast du?“

„Warum klingt jedes Gericht wie eine Teesorte?! Ich weiß nicht, was ich nehmen soll!“ Die anderen lachten ebenso.

„Nimm Celestia Klassik, damit machst du nichts falsch.“

„Dann einmal Celestia Klassik bitte“, sagte ich.

„Machen wir zwei draus“, sagte Kiwi.

„Nein, drei“, warf Soffi ein.

Der Mann hinter dem Tresen freute sich. Kiwi holte einen Beutel voller leuchtender kleiner Steine heraus. Diese funkelten in goldenem Glanz. Jeder von ihnen sah einzigartig aus, wie winzige Unikate.

„Das sind wohl Honigsteine“, dachte ich laut. Die anderen sahen mich verwundert an, aber Kiwi bezahlte erstmal für die Gruppe.

„Genießt eure Mahlzeit. Die Suppen sind frisch zubereitet und noch heiß!“

Der Mann überreichte uns das Essen in drei runden Schüsseln, die genauso aus Ringen geschichtet waren wie die Dächer auf den Häusern hier. Wir setzten uns mit den Suppen an eine Bank, die neben dem Stand angebracht war.

„Du musst echt von weit herkommen, wenn du nicht mal Honigsteine kennst“, sagte Kiwi.

„Ich dachte, sie wären in ganz Umir als Zahlungsmittel eingeführt worden“, ergänzte Soffi.

„Gehört habe ich von ihnen, aber nie selbst damit bezahlt“, log ich flüchtig und versuchte, eine Ablenkung zu finden. Ich blickte auf meinen Eintopf.

„Möhren, Kartoffeln, weiße Bohnen, bisschen Grünzeug...warum ist das klassisch Celestia?“

„Das können wir selbst anbauen und müssen es nicht importieren“, antwortete mir Soffi.

„Mehr wächst hier nicht?“

„Nicht wirklich, aber wir bauen auch nur zur Selbstversorgung an.“

Wir aßen in Ruhe unsere Suppen. Ich genoss die warme Mahlzeit, es war auch schon Stunden her, dass ich etwas Festes in den Magen bekommen hatte.

Nachdem wir aufgegessen hatten, gingen wir zu Kiwi nach Hause, sie wohnte nicht weit weg. Ihr Häuschen war von außen unauffällig, wie die anderen hier. Doch hinter den bescheidenen Steinen verbarg sich ein geräumiges Wohnzimmer, von dem man ins Schlafzimmer, die Küche und das Bad gelangte. Es war von sanftem Licht durchflutet, das von funkelnden Honigsteinen an der Decke ausging. An der linken Seite befand sich eine großzügige Couch in U-Form, deren Polsterung aus weichem Samt gefertigt war, einladend und bequem zugleich. Ihre Farbe, ein tiefes Grün, passte auffällig gut zu ihrem Mantel und ihren Augen. Rechts entlang der Wände erstreckte sich ein hölzernes Regal, in dem sich eine reiche Sammlung von Büchern fand. Inmitten dieser kleinen Bibliothek ragte eine goldene Shanti hervor, strahlend und majestätisch, als würde sie das Licht einfangen und es in tausend schillernde Facetten reflektieren. Die Fensterbretter waren mit einer Vielzahl an Artefakten geschmückt, die dem ganzen Raum seine spirituelle Aura verliehen.

Wir verteilten uns auf ihrer Couch. Ich saß in der Mitte, links von mir Soffi, rechts von mir Kiwi. Sie holte unter ihrem Steintisch, der genau zwischen den Seitenteilen der Couch platziert war, ein Brettspiel in Form einer kleinen Box hervor.

INSELHÜPFEN stand in Großbuchstaben auf dem Deckel des Spiels. Sie holte eine runde Karte aus der Box heraus und breitete sie auf dem Tisch aus. Fünf ungefähr

gleich große Segmente waren eingezeichnet: Leben, Honig, Eis, Wüste und Sumpf. Drumherum war ein riesiger äußerer Ring gezeichnet, in der Mitte ein kleiner innerer Ring und darin wiederum eine weitere Insel. In jedem der fünf Bereiche waren vom äußeren zum innen Ring die Inseln nacheinander eingezeichnet und mit Pfeilen verbunden, als würde man sich auf diesen fortbewegen. Jedoch gab es in Leben deutlich mehr Inseln als in Eis oder Wüste. In Leben gab es auch drei Reihen mit jeweils vier Inseln, die miteinander verbunden waren, in Honig nur zwei, in Sumpf genauso, doch da waren teils nur drei oder zwei Inseln abseits der ersten Reihe. Dieses Muster zog sich durch alle Bereiche, sodass es immer unterschiedlich viele Inseln neben- und hintereinander waren.

„Lass es mich erklären“, setzte Kiwi an. „Inselhüpfen ist ein Würfelspiel. Jeder Spieler startet in einem anderen Bereich, am besten wird zwischen den Spielern einer freigelassen wenn möglich. In jedem Bereich sind Inseln eingezeichnet, und zwar vier Stück nacheinander im äußeren Ring, dann genau eine Insel im inneren Ring. Das Ziel ist es, seine Figur auf die Hauptinsel ganz in der Mitte zu bringen, welche genau eine Insel von der im inneren Ring entfernt ist. Du musst also eine Sechs würfeln, um deinen Spieler direkt dort hinzubringen. Wenn man würfelt, beispielsweise eine Drei, darf der Spieler auf der ersten Reihe auf die dritte Insel gehen. Wenn er wieder dran ist und dann zum Beispiel eine Fünf würfelt, würde er *überlaufen*, also die Hauptinsel überspringen und auf der nächsten Reihe in seinem Bereich weiterlaufen. Wenn man immer wieder überläuft, gerät man in den nächsten

Bereich, beispielsweise von Leben nach Honig. Landet man dadurch auf eine Insel, wo sich ein anderer Spieler befindet, fliegt dieser raus und muss seine Figur wieder einwürfeln. Die Sonderregel ist, wenn man im inneren Ring steht und eine zu hohe Zahl würfelt, darf man auch seitwärts im Kreis gehen, da diese Inseln tatsächlich alle miteinander verbunden sind. Fliegt man dort raus, startet man auch in diesem neuen Bereich wieder. Insgesamt hat man drei Figuren, die man auf die Hauptinsel bringen muss. Wer dies als Erstes schafft, gewinnt!“

Durch das Spiel verstand ich schnell, wie diese Welt aufgebaut war und funktionierte. Der Logik nach zu urteilen war ich noch im Bereich des Lebens, jedoch im inneren Ring.

„Du hast vergessen: Jedes Mal wenn eine Figur die Hauptinsel erreicht, dreht sich der innere Ring im Uhrzeigersinn!“, fügte Soffi hinzu.

„Ist das auch in echt so?“, scherzte ich.

„Das wäre gruselig“, antworteten beide synchron und begannen zu lachen.

Wir spielten den ganzen Abend Inselhüpfen. Nach ein paar Runden hatte ich das Spiel vollkommen durchdrungen und entwickelte meine eigene Taktik, aber die beiden waren zu geübt. Von den circa dreißig Runden gewann ich nur drei.

„Neunzehnmal gewonnen!“, jubelte Soffi.

„Das passt ja“, ergänzte Kiwi. „Vor ein paar Tagen bist du erst neunzehn geworden.“

„Neunzehn? Dann bin ich wahrscheinlich der Älteste hier“, sagte ich. Die beiden sahen mich aufmerksam an. Ihre Augen forderten mich auf, mein Alter zu verraten.

„Fünfundzwanzig.“

„Aber gerade so!“, sagte Kiwi und schubste mich an. „Ich bin vierundzwanzig.“

Wir lachten allesamt, wie den ganzen Abend schon. Die Stunden verstrichen wie im Flug. Es wurde spät und draußen stockduster. Die Honigsteine passten sich stets an die Dunkelheit an und beleuchteten die Stube stärker. Mit den beiden amüsierte ich mich herrlich und lernte dazu noch einiges über Celestia, die Madhuvaner, Umir und natürlich die beiden selbst. Ich spürte, wie niemand von uns den gemeinsamen Abend beenden wollte, aber auch dass Soffi schon längst zu Hause sein müsste.

„Bevor ich euch verlasse, müssen wir ein Gute-Nacht-Gebet sprechen“, sagte Soffi.

Ich setzte mich in den Schneidersitz, schloss die Augen und nahm eine typisch entspannte Gebetshaltung ein. Soffi sprach mit ihrer ruhigen Stimme das Gebet:

„*Shampotti, deine Macht erstreckt sich über ganz Umir. Wir danken dir zutiefst dafür, dass wir Teil deiner wunderbaren Schöpfung sein dürfen. Bitte vergib uns unsere Unvollkommenheiten und dass wir nicht immer so handeln, wie du es von uns erhoffst. Wir sind dankbar, dass du über unsere Fehler hinwegsiehst und jeder neue Tag uns die Chance auf Neubeginn schenkt. Danke, dass du uns stets versorgst und uns mit dem, was wir benötigen, beschenkst. Wir sind auch dankbar für deine Hilfe heute, als wir ein neues Mitglied in unsere Gemeinschaft aufnehmen und segnen durften. Bitte segne nicht nur den kommenden Tag, sondern alle Tage, denn besonders Leute wie Nero, die vom Finsterfluch bestraft sind, brau-*

chen deine Heilung. Wir bitten um deine Güte, deinen Geist und deine Kraft.“

Ich blieb ein paar Sekunden mit geschlossenen Augen sitzen, bis Soffi mich in den Arm nahm: „Ich glaube an dich. Schlaf gut.“

„Danke Soffi. Schlaf du auch gut.“

Sie verabschiedete sich von Kiwi, dann war sie auch schon weg.

„Darf ich auf der Couch schlafen?“

„Na klar, oder wolltest du lieber auf dem Boden liegen?“, scherzte Kiwi.

„Natürlich nicht!“

Sie brachte mir eine graue Baumwolldecke. Ich machte es mir bereits auf der Couch gemütlich und wollte mich so hinlegen, dass ich zum Fenster blicken würde.

„Ich würde andersherum liegen. Direkt beim Schlafen zum Fenster hin ausgerichtet zu sein, bringt Unglück.“

Ich zog die Augenbrauen nach oben und sah sie perplex an.

„Und du solltest deinen Mantel ebenso als Zudecke benutzen, zumindest über deine Füße gelegt, sonst verlässt dich die schützende Wirkung zu lange.“

Meine Augenbrauen waren wie festgetackert. Sie holte ein kleines Glas voller getrockneter Blüten und Kräuter aus einem Schrank. Als sie es öffnete, roch es sofort im ganzen Raum nach Lavendel. Eine Hand voll davon packte sie unter mein Kopfkissen. „Glaub mir, du wirst heute keine Albträume vom Finsterfluch haben.“

Als ich mich hinlegte und zudeckte, warf ich einen Blick auf meinen Mantel, der am anderen Ende der Couch lag.

„Hoffen wir mal, dass das alles was bringt“, murrte ich, als ich den Mantel über mein Fußende legte.

„Natürlich wird es das“, vergewisserte Kiwi mir. „Gute Nacht und bis morgen, Nero.“

„Gute Nacht, Kiwi.“

Die Honigsteine über mir an der Decke dunkelten sich ab, bis sie ganz aus waren. Als wüssten sie, dass Nachtruhe war. Ich schloss die Augen und schlief kurze Zeit später ein, so schnell wie schon seit Monaten nicht mehr.

* * *

Die Sonne weckte mich am nächsten Morgen. Zumindest in der Hinsicht war es klever auf Kiwi zu hören und weggedreht vom Fenster zu schlafen – so strahlte mir nicht das Licht ins Gesicht.

Ich machte mich kurz in ihrem kleinen Bad frisch. Als ich wiederkam, öffnete Kiwi bereits die Fenster.

„Guten Morgen!“, rief ich energisch.

Sie lächelte mich an. „Mal jemand, der gute Laune am Morgen hat. Albträume gehabt?“

„Zum Glück nicht!“

„Das freut mich. Magst du etwas Obst zum Frühstück?“

„Natürlich!“

Ohne jeden Zeitdruck aßen wir gemeinsam. Danach räumte ich meine Sachen zusammen, Kiwi packte sich einen kleinen Rucksack.

„Wir haben circa drei Stunden Fußweg vor uns“, sagte sie, als wir ihr Haus verließen.

„Dann sind wir rechtzeitig zur Mittagszeit auf der anderen Seite.“

Wir machten uns auf den Weg und unterhielten uns unterbrochen. Ich stellte ihr unzählige Fragen über die Madhuvaner und die Weisen, doch sie ließ mich stets etwas im Dunkeln tappen, damit ich meine eigenen Erfahrungen machen würde.

Die Stunden vergingen und endlich war ein Ende dieser gewaltigen Insel in Sicht. Der Rand rückte näher und die endlosen Weiten von Umir erstreckten sich vor uns. Es dauerte nicht lang, bis ich aus der Ferne einen riesigen Vogel mit einem Passagier auf dem Rücken erblickte. Mit hastigem Schritt eilte ich zum Rand der Insel, um die beiden zu empfangen. „Penji!“

Sie landeten kurz darauf und der Mops stieg von Nekhbet ab. Er zog die Augenbrauen hoch und nickte ein paarmal verblüfft. Nebenbei wühlte er in seinem Anzug herum und holte völlig unerwartet eine dicke braungolden schimmernde Zigarre hervor. Er steckte sich den Humpen mit einem Streichholz an und puffte mehrfach kräftigen weißen Rauch aus.

„Das ging ja schnell“, entwich ihm schließlich.

„Ist mein roter Mantel nicht schick?“, scherzte ich.

„Todschick.“

„Interessant, dass er sich rot gefärbt hat“, merkte Nekhbet an.

„Und nicht grün, wie bei mir“, warf Kiwi ein, die ganz entspannt zu uns kam – nicht wie ich, der zum Rand eilte.

Der große Geier schwieg, doch Penji rümpfte die Nase, als er sie anblickte.

„Golfasin.“

„Meils“, erwiderte sie.

„Golfasin?“, hakte ich nach.

Penji begann zu lachen. „Du kennst nicht mal ihren Nachnamen.“

„Guter Punkt, aber woher kennt *ihr* euch?“

Beide schwiegen, aber blickten sich die ganze Zeit über an.

„Sie diskutieren *gern* bei der jährlichen Synode auf Valyndor miteinander“, warf Nekhbet ein und musste laut lachen.

„Gern...“, wiederholten beide gleichzeitig.

Ich fasste ihnen über die Schultern und zog sie dicht an mich heran. „Jetzt müsst ihr notgedrungen etwas länger miteinander auskommen.“

Kiwi und Penji stießen sich von mir ab und warfen sich erneut verachtende Blicke zu.

„Ihr müsst eine hitzige Vergangenheit haben.“

Wieder antwortete keiner von beiden.

„Hast du die Audienz?“, fragte Nekhbet.

Ich streckte selbstsicher meine Brust heraus und stützte meine Arme auf der Hüfte ab. „Sieh dir doch nochmal meinen Mantel an, natürlich habe ich die!“

Erst lachte Nekhbet, doch seine Stimmung schlug schlagartig um. „Steigt auf, ich habe nicht den ganzen Tag Zeit!“

Die schwarzen Adern auf seinen Unterarmen pulsierten in diesem Moment stärker als zuvor. Seitdem er die Seelensteine gestern zu sich nahm, sah er zwar vitaler aus, aber der Finsterfluch schien bei ihm fortgeschrittener zu sein, als bei mir.

Er neigte sich seitlich auf den Boden, sodass wir aufsteigen konnten. Erst stieg Penji auf, dann ich, als letztes Kiwi. Glücklicherweise saß ich zwischen den beiden Streithähnen. Kiwi kuschelte sich etwas an mich heran und hielt sich mit den Händen um meinen Bauch herum fest. Penji erschuf zusätzlich ein paar Lianen und umschlang uns mehrfach, damit wir *angeschnallt* waren.

Ich streckte meinen Arm mit dem Zeigefinger nach vorn aus: „Auf zur Hauptinsel!“

Hoffnung

Zwischen dichtem Nebel und unzähligen Wolken weit unterhalb der Hauptinsel, aber leicht abseits gelegen, versteckte sich die Insel der Labyrinthe. Nur diejenigen, die einen Navigationsstein besitzen, können sie überhaupt finden.

Kaito hatte sich mittlerweile erholt und kam nach seinem Angriff auf Nekhbet dort an – in der Basis des Ordens, ihrem wichtigsten Treffpunkt.

An einem unterirdischen Eingang, seitlich am Rand der Insel, wartete ein mehrere Meter großer Hummer, der mit seinen dicken Scheren wie ein Unterwassermonster aussah, um die Ankömmlinge passieren zu lassen.

„Ey, Tchar! Wo ist Zig? Ich muss ihn sprechen."

„Was ist denn mit dir passiert, Kaito? Hast du wieder aufs Maul bekommen?"

„Ach halt die Fresse, ich will zu Zig. Wo ist er?"

„Er hat vorhin mit dem *großen Meister* gesprochen. Lief wohl nicht so gut. Seine Laune ist dementsprechend schlecht."

Kaito schüttelte den Kopf. „Der *große Meister*, den niemand von uns kennt, verstehe."

„Vertraust du unserem Anführer etwa nicht?"

„Natürlich vertraue ich Zig. Aber diesen *großen Meister* gab es schon, bevor Zig da war, nur weiß keiner, wer er ist."

„Wir müssen sowas nicht wissen, sieh es mal so."

„Ach Hummer, ich wäre auch gern so primitiv wie du.“

Der riesige Hummer lachte mit krächzender Stimme: „Lass uns nachher einen saufen! Dann erzählst du mir, wo du die Wunde an den Rippen her hast, alter Griesgram!“

Kaito winkte ihm ab und setzte die Suche nach seinem Anführer fort.

„Wenn er vorhin telefoniert hat, muss er sich in sein Gewölbe zurückgezogen haben“, stellte er fest und flog durch die weitläufigen unterirdischen Labyrinthe. Nur vereinzelt beleuchteten Lagerfeuer oder Fackeln die sporadisch errichteten Ritualplätze in den Nebengängen, aber das allgegenwärtige Geröll an Wänden und Decken erschwerte zusätzlich die Sicht. Diese Insel versank förmlich in Dunkelheit und Stille – nichts außer Tod und Verderben war dort zu finden.

Kurze Zeit später kam Kaito im besagten Gewölbe an. Wie in einer tiefen Tropfsteinhöhle konnte man jeden einzelnen Schritt ewig widerhallen hören. Die Gänge waren so weitläufig und die Decken so hoch, dass jeweils kein Ende und stattdessen nur pechschwarze Dunkelheit in Sicht waren.

„Ich hasse es hier“, murmelte Kaito vor sich hin. Dann begann er seinen Anführer zu rufen: „Zig?! Zig, wo bist du?!“

...

„Zig Vapo’Rol, ich muss mit dir reden!“

...

„Musst du immer Verstecken mit mir spielen?!“

Doch seine Rufe hallten unaufhörlich wider. Niemand antwortete ihm.

„Falls du da bist: Ich habe neue Erkenntnisse. Wie ich es dir vorhergesagt habe, gibt es einen Neuling – der aus meinen Albträumen. Wadjet und Nekhbet haben ihn auf den Weg gebracht, der Köter ist auch dabei. Ich wollte ihn direkt zu dir bringen, bevor er zu den Weisen geht, aber...es kam etwas dazwischen."

Kaito ging keinen Schritt tiefer in das Gewölbe. Als er sich umdrehte, sah er kaum noch das Licht am Eingang, von wo er gekommen war.

„Der Neuling trägt viele Seelensteine in sich, die wir dringend bräuchten. Ich werde ihn zu uns bringen, dann kannst du selbst entscheiden, wie wir weitermachen."

Die riesige Höhle war sogar für einen so furchteinflößenden und ranghohen Krieger wie ihn kaum zu ertragen. Schon seitdem er dem Orden beigetreten war, fragte er sich, was sich in dieser Finsternis verbergen könnte.

Mit seiner rechten Kralle umfasste er die ganze Zeit schon fest sein Schwert, denn er erinnerte sich an die Worte seines Anführers höchstpersönlich: „Man weiß nie, was mit einem hier unten passieren kann."

Erst ging er rückwärts. Doch dann wurde er misstrauisch gegenüber der Dunkelheit, die ihn umgab. Schnell drehte er sich um und flog in Windeseile zurück.

„Ich bin mir sicher, dass sie die Honig-Inseln bereisen", sprach er zu sich selbst. „Das wird meine Chance sein!"

Umgehend verließ er nicht nur die Gewölbe, sondern direkt die ganze Insel. Bevor er in den Wolken versinken

würde, blickte er auf die einsame Insel zurück: „Wie konnte man ausgerechnet *das* als Basis wählen?“

* * *

Derweil staunten Kiwi und ich über die meterdicken gläsernen Rohre unter uns, in denen zähflüssiger Honig floss. Nekhbet flog die ganze Zeit schon über sie hinweg, da sie genau zur Hauptinsel führten.

„Was sind das für *Pipelines*?“

„Das ist der Honey-Stream. Faszinierend, oder?“, wunderte Kiwi mit mir herum. „Wir müssen unbedingt damit fahren, wenn wir bei den Weisen waren!“

„Ich kann es kaum abwarten!“

„Von der Hauptinsel aus kommen wir überall hin, jede Himmelsrichtung steht uns offen!“

Durch die Wolken hindurch erstreckte sich der Honey-Stream von einer Insel zur nächsten. Das goldene Antlitz spiegelte das Sonnenlicht nur sanft, sodass man noch hindurchblicken konnte. Immer wieder erkannte ich, wie Leute darin auf kleinen Schiffen transportiert wurden. Ich war mir unsicher, ob sie tatsächlich *auf* dem Honig fuhren, oder der Honig an sich ständig in Bewegung war. Die Pipeline-Rohre mussten mindestens zwanzig Meter Durchmesser haben, aber waren nicht einmal bis zur Hälfte gefüllt.

„Wo kommen diese Unmengen an Honig bloß her?“, wunderte ich mich innerlich.

Ein paar Minuten später wurden die Wolken dichter, ähnlich wie der neblige Ring vor dem Portal, durch das

ich nach Umir gekommen war. Ich konnte nichts mehr erkennen, der Honey-Stream unter uns verschwand. Noch ein paar Minuten vergingen, bis die Wolken abrupt dünner wurden und sich all der Nebel auflöste.

In der Ferne erblickte ich eine kleine Insel. Über ihr zogen die Schatten zahlloser Kreaturen ihre Bahnen in den Wolken. Im Vergleich zu den riesigen Inseln Aloria und Celestia wirkte die Hauptinsel gar winzig.

Ein imposanter Tempel erhob sich aus einem noch größeren Berg, der einige Kilometer weit von Wasser umgeben war. Der Rand der Insel war vollständig eingemauert, sodass das Wasser nicht herunterlaufen konnte. Die Steinmauern stützten zudem die vier Pipelines, welche im perfekten Abstand zueinander um die Insel herum an Ports angebracht waren. Genau wie Kiwi meinte, ist von der Hauptinsel aus die Reise in alle Himmelsrichtungen möglich.

Die Ports waren durch gewaltige Holztore geschützt, an denen Wächter standen. Nekhbet landete genau bei dem Tor, wo der Honey-Stream endete, den wir die ganze Zeit verfolgt hatten.

Die beiden Wächter sahen uns grimmig an. Es waren zwei riesige Löwen, mindestens vier oder fünf Meter groß. Sie trugen schwere Rüstungen, die aus etlichen Metallplatten bestanden, mit Lederpolsterungen an den Schultern und ein Kettenhemd aus Metallringen über dem Torso. Einer hatte ein gewaltiges Schwert auf dem Rücken angebracht, der andere einen Speer in der Hand, den er auf dem Boden abstütze. Zuletzt fiel mir auf, dass beide einen auffällig rot leuchtenden Ring trugen.

Kiwi ging voran: „Geehrte Wächter, wir haben eine Audienz bei den Weisen. Mein Prediger, Piterius Hagendach, hat diese bewirkt.“

Der Löwe mit dem Schwert sah ihr todernst in die Augen. Dann brummte er eine Weile mit seiner tiefen Stimme, bis er sich gelangweilt zur anderen Wache umdrehte. Er nickte ihm zu, der zweite Löwe zog einen Fruchtstein hervor und biss ab.

„Der Neue ist hier – mit Anhang“, sprach er mit vollem Mund. Er nickte ein paarmal, dann fuhr er fort: „Der **Shampotte der Lüfte** ist mit dabei. Sein Kuscheltier ebenso.“

Der andere Löwe lachte laut, Penji schüttelte nur den Kopf. Mir war nicht zum Lachen, Kiwi und ich warteten gespannt, ob wir alle zusammen bleiben konnten. Dann schluckte der Löwe mit dem Speer den restlichen Fruchtstein herunter. „Macht, dass ihr reinkommt.“

Kiwi schlug die Hände zusammen und verbeugte sich vor den Wachen. „Vielen Dank!“

„Hier, eure Glitzersteine“, sagte der andere Löwe, holte einen kleinen Beutel hervor und gab jedem von uns einen funkelnden Stein. „GEHEN, nicht fliegen“, betonte er und sah dabei ausdrücklich Nekhbet an. Dieser ignorierte ihn jedoch. Er wirkte die ganze Zeit schon entspannt und furchtlos. Dann gingen wir rasch in Richtung Tempel.

Der Weg dorthin war allerdings nicht gepflastert, wie um die Insel herum. Stattdessen war er hinter den Toren vollständig aus dickem Glas, welches nur ein paar Zentimeter über dem Wasser lag, sodass immer kleine Wellen dagegen schlugen und den Weg nass machten. Ich blickte

abseits ins tiefe Blau. Zwar konnte ich den Grund nicht erkennen, aber sah immer wieder riesige Fische im Wasser schwimmen, die wie Seeungeheuer aussahen. Es waren Kreaturen so groß wie Blauwale, aber jedes in seiner eigenen Form. Manche hatten sogar spitze Zähne oder breite Köpfe wie Hammerhaie. Sie umkreisten uns unruhig, als ob sie unregelmäßig gefüttert würden und darauf warteten, dass einer von uns ins Wasser fällt.

Diese Insel war schwerer bewacht, als ich dachte. An den Ports waren die mächtigen Wächter mit ihren Ringen, mehrere Kilometer weit durch das Wasser alles voller Seeungeheuer und schließlich der gesamte Himmel von riesigen Vögeln umgeben. Von wo man auf diese Insel wollte, war es schlicht unmöglich, sie zu infiltrieren. Vom Weiten erkannte ich ebenso, dass am Eingang des Tempels unzählige Wachen standen.

Mittlerweile hatten wir die Hälfte der Strecke zurückgelegt. Ich konnte eine Kuppel erkennen, die nicht nur über dem Tempel, sondern dem gesamten Berg saß. Das Festland war von einer glitzernden Schutzwand überzogen, die sogar bis ins Wasser reichte, sodass man nicht durchtauchen könnte. Es erinnerte mich an die glitzernden Wände vor dem Portal, durch das ich kam, die auch erst kurz vorher sichtbar wurden.

Je dichter wir diesen kamen, desto stärker vibrierte mein Kopf und ein Film breitete sich über meinen Augen aus, sodass sie zu tränen begannen. Es war genau wie in meinen Träumen oder als ich diese Barriere schon einmal durchdringen musste.

Kiwi, die die ganze Zeit voranging, drehte sich um und tippte mir auf die Schulter. „Du musst deinen Glit-

zerstein essen, sonst werden die Symptome schlimmer. Ohne ihn ist es so gut wie unmöglich, durch die Barriere zu gelangen.“

Sofort holte ich den Stein aus meiner Tasche und aß ihn. Er löste sich blitzschnell auf, als wäre es Zuckerwatte, aber das Rauschen und Flackern in meinem Kopf verschwanden genauso schnell. Die anderen aßen ebenso ihre glitzernden Steine. Die Barriere war wie verschwunden und wir konnten passieren.

Augenblicklich sprang ein gewaltiges Seeungeheuer von rechts nach links über den gläsernen Weg hinweg. Es fühlte sich an, als wäre die Zeit stehen geblieben. Mitten in der Luft sah mir dieses Monster direkt in die Augen und zeigte seine enormen Zähne, als wollte es signalisieren, wie chancenlos wir waren. Dann verschwand es auch schon wieder im Wasser und hinterließ dabei eine gewaltige Welle. Wir hielten uns alle gleichzeitig an Nekhbet fest, aus Angst, von der Welle erwischt zu werden und ins Wasser zu fallen. Der Geier beschützte uns mit seinen großen Flügeln, die die Flut abfingen.

Erst sahen wir uns alle peinlich berührt an, gingen dann aber schneller als vorher in Richtung Tempel und ignorierten den Zwischenfall von eben.

Kurze Zeit später kamen wir am Eingang an. Dieses Mal waren es Wächter in Gestalt von Rhinozerossen, aber vier statt nur zwei. In menschlicher Form standen sie aufrecht, schwer bewaffnet, mit grimmigem Blick – genau wie die Löwen. Jeder von ihnen trug einen roten Ring.

Vor uns erstreckte sich eine unendlich steile Treppe mit Stufen so groß, dass sie für Nashörner gemacht schie-

nen. Ich musste meinen Kopf bis zum Anschlag in den Nacken drücken, um das obere Ende zu sehen. Ich war von dem gewaltigen Eingangstor oberhalb imponiert. Aus der Nähe war der Tempel um einiges größer als erwartet. Zudem war ich fasziniert, in welch tadelloser Verfassung er war. Ein architektonisches Meisterwerk, wie frisch aus verschiedensten Steinen erbaut, verziert mit Ringen, Gravuren und Diamanten an allen Ecken und Kanten. Im Gegensatz zu den tendenziell hellen Tempeln auf Celestia war dieser dunkel und bläulich, sogar leicht violett schimmernd.

„Wir haben eine Audi-“, wollte Kiwi sagen, doch dann bewegte sich schon das riesige Tor über uns. Als es sich öffnete, vibrierten der gesamte Boden und das Wasser um uns herum.

Dann machten die Rhinos Platz, jeweils zwei gingen auf jede Seite. Wir durften passieren, mussten aber noch die unzähligen Stufen steigen, bevor wir im Tempel ankamen. Alle paar Meter waren Statuen von kriegerischen Tieren zu sehen. Dieses Mal nicht nur Affen, Pferde und Füchse, sondern auch Löwen, Rhinos und Bären, sogar Seeungeheuer waren abgebildet. Dasselbe setzte sich drinnen fort. Ich konnte meinen Augen kaum glauben: überall dieser Schmuck und Prunk um uns herum. Die Wände und Statuen waren verziert und mit Honig überzogen. Im Gegensatz zum düsteren und dunklen Anblick des Tempels von außen erstrahlte das Innere in einem wahrhaftigen Lichterglanz. Die Räumlichkeiten waren in silbernen sowie goldenen Farbtönen gehalten und ließen eine Atmosphäre von Pracht und Eleganz erahnen. Zahlreiche Artefakte und funkelnde Juwelen

hatten den Raum verziert und zur strahlenden Schönheit beigetragen.

Die Gänge waren so breit wie eine vierspurige Autobahn. Die Decken waren zehn oder mehr Stockwerke hoch, ich konnte es nicht genau erkennen, aber sah immer wieder Flure in den oberen Etagen, auf denen Leute gingen. Sie waren einheitlich weißlich gekleidet, wie der Prediger auf Celestia, mit hellem Haar und manche von ihnen Bärte bis unter den Bauch.

Nicht nur die eindrucksvolle Architektur des Ortes imponierte mir, sondern genauso die vielen Geistigen, die fleißig an ihren Schreibpulten arbeiteten. Es wirkte auf mich, als würden sie neue Texte verfassen oder alte Schriften auf prächtige Papierrollen übertragen. Ein goldener breiter Teppich führte uns geradewegs durch den Tempel, doch ich konnte mich kaum zurückhalten, einen Blick auf das Schreibwerk der Gelehrten zu werfen. Ich beobachtete die Prediger, die mit bunten Federn und Tinte schrieben. Dabei lauschte ich dem leisen Kratzen auf dem Papier. Doch was sie verfassten, blieb meinen neugierigen Augen verborgen, denn die Schriften waren zu klein und zu verschlungen, um sie aus der Ferne entziffern zu können.

So wanderten wir weiter auf dem goldenen Teppich, fasziniert von der Schönheit des Tempels und der Fleißarbeit der Prediger, die dort ihr tagtägliches Werk verrichteten. Diese Schriftrollen mit bunten Texten, die ebenso an den Wänden in den Fluren hingen, waren faszinierend, denn der Farbverlauf sah aus jedem Blickwinkel anders aus, als würden die Rollen schimmern.

Als wir an einer Art Gabelung im Flur ankamen, wurde meine Faszination unterbrochen, da ein Prediger auf uns zukam. Mit seinem hellen Gewand und den langen weißen Haaren war er für mich das Ebenbild von Prediger Hagendach aus Celestia, nur der Bart war kürzer und geflochten.

Er empfing uns mit offenen Armen: „Seid willkommen.“ Kiwi nickte ihm lächelnd zu, als würden sie sich kennen. „Die Audienz bei den Weisen gilt ausschließlich für Nero.“

„Und was machen wir in der Zwischenzeit?“, wollte Penji wissen.

„Für euch habe ich eine Audienz mit jemand anderem organisiert.“

Nekhbet und Penji sahen sich verwundert an.

„Ihr werdet euch freuen, er ist erst gestern bei uns eingetroffen.“

Die beiden sahen sich nochmal an. Es wirkte nicht so, als wüssten sie, wen der Prediger meinte.

„Kiwi, du kommst mit mir. Wir gehen links bis zum Ende des Flurs in die Bibliothek. Nero, du gehst einfach geradeaus weiter, dann gelangst du in die heiligen Hallen von Umir. Nekhbet und Penji, einmal rechts bitte, ihr werdet dort empfangen.“

Wir alle sahen uns nochmal an.

„Viel Spaß euch!“, sagte ich.

„Dir viel Erfolg Nero, ich bin gespannt, wie du die Weisen findest!“, sagte Kiwi.

„Lass dich nicht auffressen“, sagte Nekhbet zu mir, während Penji lachte.

Ich setzte meinen Weg geradeaus fort. Am Ende des Flurs warteten sechs riesige Bären vor einem imposanten Tor auf mich. Je tiefer ich in den Tempel ging, desto größer wurden die Tiere. Die Wächter sahen mich todesernst an. Sie waren nochmal schwerer ausgerüstet, mit Schwertern, Äxten und Speeren, die sogar größer als ich selbst waren. Jeder von ihnen trug wieder einen roten Ring. Ich blieb vor dieser Reihe an Bären stehen und blickte ein paar Meter nach oben – sie sahen mich immer noch grimmig an und schwiegen dabei. Kurze Zeit später öffnete sich das Tor von allein und die Bären ließen mich passieren. In diesem Moment atmete ich tief ein und aus. Dann wagte ich meinen ersten Schritt in die heiligen Hallen von Umir – es wurde Zeit, die Weisen zu treffen.

* * *

In der gewaltigen Bibliothek der Hauptinsel reihten sich in endloser Breite Regale nebeneinander, die bis an die Decke ragten und vor lauter Bücher und Rollen überquollen.

„Am liebsten wäre ich jeden Tag in dieser Bibliothek!“, sagte Kiwi zum Prediger.

„Eines Tages wirst du sicherlich öfter oder sogar immer hier sein können“, sprach er ihr Mut zu. „Hier ist das gesamte Wissen *aller Dinge* gelagert – wirklich alles, was wir wissen. Ich will dir etwas zeigen, lass uns zur Rezeption gehen.“

Kiwi nickte ihm gespannt zu.

„Ich finde es schade, dass Piterius mich nie vernünftig vorgestellt hat.“

„Er wird seine Gründe haben?“, fragte Kiwi vorsichtig.

„Piterius ruft mich immer an, wenn er etwas will. Er hat mich auch wegen der Audienz angerufen.“

Sie hörte ihm gespannt zu, als sie durch die Gänge spazierten, und forderte ihn mit ihren neugierigen Blicken auf, mehr von ihrem Prediger zu erzählen.

„Damals haben wir generell viel zusammen unternommen, sind oft gereist, haben stundenlang studiert und philosophiert. Als wir beide das Angebot bekamen, hauptsächlich hier im *Kalkar-Tempel* zu arbeiten, wollte er nicht mitkommen. Wir sind auf Celestia groß geworden, das ist unsere Heimat. Er wird niemals dort weggehen. Aber das kann ich meinem kleinen Bruder nicht verübeln.“

„Sie sind der Bruder meines Predigers!?“ Kiwi nahm freudestrahlend seine Hände. „Die Ähnlichkeit hat mich schon damals verunsichert!“

Der Prediger musste lachen. „Ich wollte das Geheimnis endlich mal lüften, aber mein Bruder war immer dabei, und er hasst es, über private Themen zu reden. Mein Name ist übrigens Zephyrion, du kannst mich duzen.“

Kiwi grinste über beide Ohren. „Es ist ungewohnt für mich, einen Prediger zu duzen, wenn ich ehrlich bin.“

„Du wirst dich noch daran gewöhnen“, sagte er und klopfte ihr dabei leicht auf die Schulter. „Manche von uns – mich eingeschlossen – duzen sogar die Weisen.“

Kiwis Augen wurden immer größer, sie kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Zephyrion lachte aus vollem Herzen. „Ich weiß, dass du bei meinem Bruder in den besten Händen bist. Dennoch wünsche ich mir genauso Verstärkung auf der Hauptinsel. Komm so oft vorbei, wie du kannst – es gibt hier eine Menge zu tun!“

Kiwi lächelte ihn mit voller Entschlossenheit an. „Ich gebe mein Bestes!“

Schließlich kamen die beiden an der Rezeption an.

„Wenig los am heutigen Morgen, oder Thalindor?“, fragte Zephyrion den Bibliothekar.

„Morgens hält es sich in Grenzen, die meisten unserer Geistigen sind wahrlich Nachteulen.“

„Da hast du Recht! Ich brauche mal ein Exemplar von *Glaube, Hoffnung, Liebe*.“

„Kommt sofort“, antwortete Thalindor und streckte dabei seine Hand aus. Er trug einen violetten Ring, der anfing zu leuchten und zu pulsieren. Dieser ältere Herr unterschied sich optisch von den meisten Geistlichen, denn er trug *kurzes* weißes Haar und *keinen* Bart. Statt mit einem Mantel war er mit einem schwarzen Anzug gekleidet.

Während Kiwi die ganze Zeit auf seinen Ring blickte und förmlich eingesogen wurde, kamen rasend schnell mehrere Bücher angeflogen, die er eins nach dem anderen auffing. Man könnte meinen, mit Hilfe des Ringes konnte er sie allesamt telekinetisch zu sich bewegen.

„Hier ist dein Buch, Zephyrion.“

„Es ist für Kiwi gedacht.“

„Umso besser!“

Er stapelte die anderen Bücher über das Exemplar von Zephyrion. „Diese sind auch für dich.“

Kiwi sah sich die Bücher an und las sie leise vor:

„Die Kunst der Zurückhaltung.“

„Der Meister des eigenen Geistes.“

„Die Enzyklopädie magischer Steine.“

„Das Leben im Dienst der Weisen...von Thalindor Rakishev.“

„Oh, das letzte Buch ist von Ihnen?“, fragte sie verwundert.

Er zwinkerte ihr zu. „Das habe ich vor einigen Jahren geschrieben. Hat zwar keinen religiös-geistigen Anspruch wie die anderen. Aber falls du mal auf der Hauptinsel beziehungsweise direkt für die Weisen arbeiten willst, ist es genau das Richtige für dich.“

„Vielen lieben Dank, das ist wirklich großzügig. Ich weiß gar nicht, wo ich zuerst anfangen soll. Zu Hause habe ich auch noch Unmengen zum Lesen.“

„Mach dir keinen Druck, es wird der Tag kommen, an dem du alles gelesen haben wirst, was du jemals lesen wolltest“, ermutigte sie der Bibliothekar.

„Lass uns später zusammen Mittag essen, Thalindor“, sagte der Prediger.

„Na klar, alter Freund!“

Kiwi und Zephyrion schlenderten langsam durch die Bibliothek zurück. Sie packte den riesigen Stapel Bücher in ihren Rucksack, aber sah sich trotzdem weiterhin gespannt um. Am liebsten würde sie *alle* Bücher mitnehmen und lesen, oder sich in der Bibliothek einschließen und alles Wissen aufsaugen, was es zu finden gab.

„Du bist unglaublich wissbegierig, das schätzt mein Bruder an dir. Er sagt mir immer wieder, dass du das größte Potenzial von allen seinen Novizen hast.“

Kiwi blickte verlegen nach unten. „Manchmal ist es wie eine Sucht. Ich lese stundenlang am Abend und schlafe dann vor Erschöpfung ein. Vielleicht sollte ich mir mehr Pausen gönnen.“

„Aber du verspürst doch keinen Leidensdruck dabei? Solange du dafür brennst, lies so viel du kannst. Es macht dich nicht dümmer.“

„Das stimmt schon“, seufzte sie. „Auf Celestia studieren alle so fleißig, deswegen liebe ich es dort. Aber wenn ich woanders leben würde, oder jetzt durch Umir reise, kann ich dann meinen Lebensstil aufrechterhalten und meiner Leidenschaft nachgehen?“

Der Prediger lachte erst, aber fasste ihr gleichzeitig auf die Schulter. „Früher habe ich mir diese Fragen auch gestellt. Im Endeffekt sollten wir unsere Entscheidungen nicht bereuen, egal wie wir sie treffen. Als ich mich damals für diese intellektuelle Laufbahn entschieden habe, war es für mich der einzig richtige Weg. An manchen Tagen habe ich mich gefragt, was die Alternative sei und ob ich damit glücklich wäre. Nach dem Motto: *Was wäre, wenn ich meinen intellektuellen Durst nicht stillen könnte?* Schließlich bin ich nicht umsonst Prediger geworden. Aber nein, ich habe nie etwas für besser empfunden.“

Er sah ihr eindringlich in die Augen: „Ich will damit sagen, du solltest hin und wieder Alternativen abwägen, andere Pfade für dein Leben in Erwägung ziehen und sie

ausprobieren. *Man wächst nicht, wenn man sich wohlfühlt*.“

„Aber ich bin so jung und muss so vieles erkunden, wo soll ich bloß anfangen?“

„Du fängst doch gerade eine Reise mit Nero an. Der junge Mann hat ein paar große Aufgaben vor sich und braucht einen klugen Kopf an seiner Seite“, sagte er und lächelte ihr zu. „Wenn ihr euer Ziel erreicht habt, wirst du um einiges entschlossener und weiser sein als vorher.“

Kiwi nickte ihm motiviert zu. Mit einem frechen Grinsen im Gesicht verspürte sie, wie eine Menge frischer Energie durch ihren Körper schoss. Sie konnte es kaum erwarten, endlich zu erfahren, wo es als Nächstes hingeht, ob Nero einen Ring von den Weisen bekommt, ob Penji und Nekhbet sie weiterhin begleiten, welches Buch sie als Erstes lesen sollte. In dem Moment schossen so viele Gedanken durch ihren Kopf, die sie aber bewusst nicht aufhalten wollte. Die Anzahl an Fragen und die schiere Menge an Aufgaben, die vor ihr lagen, hatten ihr seit längerem gefehlt, um wieder voranzukommen.

„Mein Glaube schenkt mir seit jeher Halt“, sagte sie und sah Zephyrion an. „Aber in letzter Zeit war ich so häufig in meinem Kopf unterwegs, dass ich völlig aus den Augen verloren habe, mich meinen Zielen zu nähern.“

„Aber dein Glaube und deine Überzeugungen haben dich dazu geführt, Nero zu treffen und wieder in Gange zu kommen.“

Kiwi fasst in ihre rechte Manteltasche und hielt dabei ihre Shanti fest. „Der Weg der Weisen ist unser Kompass. Es ist genau, wie es in der Shanti steht.“

„Und genau deswegen müssen wir den Weisen vertrauen und ihren Glauben verbreiten. In unserem Buch *Glaube, Hoffnung, Liebe* besprechen mein Bruder und ich genau diese Thematik. Wir dürfen niemals aufhören zu glauben, zu hoffen und zu lieben. Die Zeiten werden immer schwierig sein, daher wird dieses Buch dir und den anderen Halt geben.“ Er atmete tief durch. Es war beinahe so, als würde er seufzen.

„Was haben Sie?“, fragte Kiwi.

„Du darfst mich duzen, Kiwi.“

„Entschuldigung, was hast du, Zephyrion?“

„Mein Bruder und ich sind der Auffassung, dass du die richtige für diese schwierige Aufgabe bist. Daher ist es umso wichtiger, dass du immer daran denkst, niemals aufzugeben.“

„Welche Aufgabe?“

„Wir wissen beide, dass du Bücher über alles liebst.“

Kiwi neigte etwas den Kopf zur Seite und blickte ihm forschend in die Augen. „Ja?“

„Daher beauftragen dich die Weisen, ein ganz bestimmtes Buch zu finden.“

„Welches denn?“

„Ich habe dir vorhin erzählt, dass es in unserer Bibliothek alles an Wissen festgehalten ist. Das ist nicht ganz richtig. Ein einziges Buch fehlt uns.“

„Aber was macht es so besonders?“

„Es wird immer wieder in uralten Schriften davon erzählt. Dieses Buch wird fortlaufend referenziert, da es umfassende Fakten zur Entstehung Umirs enthält. Es skizziert unsere Entstehungsgeschichte und beleuchtet

alles, was vor den Weisen existierte. Kein anderes Werk birgt diese spezifischen Informationen.“

Kiwis Augen wurden immer größer.

„Dieses Buch heißt...**Rionn**.“

Kiwis Atem stand still. „Aber wie...?!“

Zephyrion nahm ihre Hände mit festem Griff, bevor sie ihre Frage stellen konnte. „In der Shanti, unserem heiligsten Buch, sprechen wir davon, den Weg der Weisen zu gehen, nach Güte, Geist und Kraft zu streben. Dann wird man Rionn erreichen. Davon sind wir fest überzeugt. Aber hast du dich jemals gefragt, was Rionn überhaupt ist?“

„Also...naja...“, stotterte Kiwi nervös vor sich hin.

„Nicht mal eine Intellektuelle wie du findet eine plausible Antwort darauf. Wenn dich jemand anderes fragt, kannst du Phrasen erfinden, dass es die Antwort auf alle Fragen sein wird. Nicht einmal die höchsten Geistigen oder gar die Weisen können dir sagen, was Rionn ist. Wir wissen es nicht.“

„Wieso schreiben sie es dann in die Shanti?!“

„Weil es unsere Vorfahren vor Jahrhunderten so überliefert haben. Sie haben immer davon gepredigt, dass wir Rionn finden müssen, um unsere Geschichte zu verstehen. In den Quellen wird es als Buch aufgeführt, das beschreibt, was Rionn überhaupt ist.“

Kiwi wusste nicht, wie sie reagieren sollte. In dem Moment gingen ihr hunderte negative Gedanken durch den Kopf, ob alles, was sie bisher studiert hatte, nur Lügen und leere Theorien waren.

„Sei nicht verunsichert. Du bist genau die richtige für diese Aufgabe, weil dein Wissensdurst dich ab jetzt nicht

mehr ruhig schlafen lassen wird, bis du herausgefunden hast, was Rionn ist, stimmts?“

Nach ein paar Sekunden begann sie doch wieder zu grinsen. „Mir wird langsam klar, dass Rionn nicht irgendetwas ist, das von alleine kommen wird. Man muss den Weg der Weisen gehen, um es zu erreichen...um es zu *finden*. Genauso wie es geschrieben steht. Es ist wie eine versteckte Botschaft.“

„Goldrichtig“, sagte Zephyrion und nickte ihr zu.

* * *

Am Ende des Flures öffnete sich auf der linken Seite eine Tür, auf der ein alter Freund auf Penji und Nekhbet wartete.

„Kommt rein“, hörten sie eine vertraute Stimme rufen. Die beiden sahen sich an und wussten direkt Bescheid.

„Galidorf? Galidorf Fetcher!?“, rannte Penji rufend in den Raum. „Du bist es wirklich!“

Galidorf konnte nicht aufzuhören zu lächeln, endlich seine alten Freunde wiederzusehen. „Los, komm auch rein, Nekhbet“, forderte er ihn ungeduldig auf.

Nekhbet betrat geduckt den Raum, denn er passte kaum durch die Tür. Penji schwelgte umgehend in Erinnerungen, als er seinen alten Freund in den Arm nahm.

„Das letzte Mal, als wir uns getroffen haben...ach wie lang mag das her sein?“

„Zehn Jahre mindestens?“, dachte Galidorf laut.

„Das kommt hin“, sagte Nekhbet.

Galidorf war eine große Eule, eine Waldohreule, um genau zu sein. Er war einen guten Kopf größer als Penji. Sein Gesicht war geschmückt von einer weißen Maske und leuchtend braunen Augen, langen, spitzen Augenbrauen sowie einem dünnen, schwarzen, aber scharfkantigen Schnabel. Über seinem weiß-braun gestreiften Gefieder trug er einen langen roten Mantel, der am oberen Ende mit einer goldenen Manschette zugeknöpft war.

Penji ging durch den Raum und analysierte jedes Detail. Es sah zwar wie ein Arbeitszimmer aus und lief vor lauter Briefe, Bücher, Karten und Pläne über. Doch gleichzeitig protzte es dort von Souvenirs aus Honig, wie Bonbons, Riegel, Weine, Schnäpse – allesamt mit Gravuren und Emblemen von *Summoria*. Nicht zu vergessen waren die Unmengen an Honigsteinen in den verschiedensten Formen und Größen, die hinter den Gläsern der Vitrinen aus Ebenholz funkelten. Er nahm sich eine Flasche Honigschnaps und betrachtete sorgfältig die Verzierungen und Innenschriften. „Wie lebt es sich als Botschafter von Summoria?“

Galidorf lachte bescheiden. „Komm schon rüber an meinen Schreibtisch, dann kosten wir den edlen Tropfen.“

Penji zögerte keine Sekunde. Die Eule holte drei goldene Schnapsgläser aus einer Schublade.

„Willst du um diese Tageszeit trinken?“, hakte Nekhbet nach.

„Wieso denn nicht? Für Honigschnaps ist es nie zu früh!“, entgegnete Penji ihm.

„Ich bin raus.“

„Dann bleiben wohl nur wir beide“, sagte Galidorf, während er den leicht dickflüssigen, goldenen Honigschnaps eingoss.

„Auf dich mein Freund“, sagte Penji.

„Auf unser Wiedersehen“, erwiderte die Eule, als die beiden anstießen.

Penjis Grinsen reichte über beide Ohren. „Ich liebe dieses Zeug! Noch einen!“

„Dann ist aber genug erstmal“, erwiderte Galidorf lachend. Nekhbet rollte die Augen.

„Wie lebt es sich denn nun als Botschafter?“, hakte der Mops nach.

„Natürlich hat man viele Vorzüge, aber es ist eine Menge Stress. Meine Arbeit besteht derzeit hauptsächlich aus Berichten lesen, Analysen erstellen und Muster erkennen in den Daten, die wir haben. Ihr wisst sicherlich, dass die Angriffe auf den inneren Ring steigen. Allein in den letzten zwei Monaten gab es über fünfhundert Festnahmen von Verdächtigen. Wir können es nicht immer dem Orden zuordnen, aber größtenteils kommen die Angriffe von ihnen.“

„Und die Honig-Inseln? Ich kann mir vorstellen, dass sie das größte Ziel sind“, sagte Nekhbet.

„Die Honig-Inseln sind das wichtigste Standbein des inneren Rings. Ohne ihre Ressourcen könnte der Ausbau des Honey-Streams niemals stattfinden. Jeder neue Angriff geht immer weiter in Richtung Summoria. Sie wollen die Gebiete drumherum schwächen, um dort Truppen einzuspeisen. Wir können nicht sagen, wie viele Anhänger des Ordens schon den inneren Ring infiltriert

haben. Aber wir gehen davon aus, dass sie bald einen Großangriff durchführen werden.“

„Aber was ist das Ziel? Wollen sie die *Honeymora* stürzen?“, fragte Nekhbet.

„Nicht unbedingt, das Ziel sind primär die Fabriken. Unsere Produktionshallen sind nicht nur wichtig, um den Honey-Stream am Laufen zu halten, sondern um die Honigsteine herzustellen. Das heißt, wenn der Honey-Stream lahm liegt, dann auch der Handel im inneren Ring. Wenn weniger Steine in Umlauf geraten, wird die Währung destabilisiert.“

„Das führt zu Unzufriedenheit, diese wiederum sorgt für Unruhen. Im Endeffekt müssen die Weisen das ausbaden“, ergänzte Penji.

„Und wenn es so weitergeht, werden die Glaubwürdigkeit und die Sicherheitsversprechen der Weisen in Frage gestellt“, sagte die Eule.

„Aber was haben wir damit zu tun? Du weißt, dass wir keine direkten Unterstellten der Weisen sind“, sagte Nekhbet.

„Halt, halt, halt“, warf Penji ein, bevor Galidorf antworten konnte. Er griff zu einer goldenen Box, die sich auf dem Schreibtisch befand und entnahm eine dicke Zigarre. Er brachte sie nah an seine Nase heran, schloss die Augen und inhalierte tief den Duft, der eine reiche Mischung von Aromen freigab – von erdig bis würzig, von subtil bis intensiv. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, während er diesen Moment des Genusses und der Vorfreude auf den bevorstehenden Augenblick in vollen Zügen auskostete. Dann holte er Streichhölzer aus der Box und zündete damit die Zigarre an. Er paffte eine

Weile herum, bis sie richtig glühte und *in Gange war*. Der aufsteigende Rauch war zwar weiß, schimmerte aber ebenso wie die Zigarre selbst golden. Nekhbet und Galidorf warteten ungeduldig, beinahe genervt. Er betrachtete zudem in Ruhe den Schreibtisch und strich dabei sanft mit seiner linken Pfote über das dunkle Holz, das frisch mit Öl behandelt aussah. Bevor er fortfuhr, nahm er einen kräftigen Zug von der Zigarre. Die Hälfte des Rauches auf *Backe*, den Rest auf *Lunge*. Den Qualm pustete er sanft in Richtung der Glut. Penji verrenkte ein paar Mal den Hals, sodass sein Genick knackte. Danach rieb er sich müde über das Gesicht und gähnte laut. „Jetzt geht es mir besser."

Galidorf bekam sich vor Lachen nicht mehr ein.

„Nekhbet, sieh dir Penji an. Sein Konsum unserer Güter ist doch das beste Beispiel, warum ihr beiden uns helfen solltet, die Integrität von Summoria zu bewahren."

Penji verschluckte sich indes am Rauch. „Da hast du wohl Recht – das beste Zeug kommt nun mal aus Summoria."

„Das One-Umir-Projekt war von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Es hat schon in den ersten Jahren Unmengen an Geld verschlungen und Kriminelle angezogen", sagte Nekhbet.

„Die Bedingungen haben sich verbessert, sowohl technisch als auch politisch. Die Leute profitieren nicht nur vom Honey-Stream, sondern von Summoria insgesamt."

„Was ist dein Punkt, Galidorf?"

„Du musst das große Ganze betrachten. Wenn wir es schaffen, den Honey-Stream an noch mehr Inseln anzuknüpfen, können wir deine Heimat wieder aufbauen."

Nekhbet brummte. Dann richtete die Eule seine Aufmerksamkeit auf den Mops. „Penji, wann hast du unseren gemeinsamen Freund das letzte Mal gesehen?“

Er pustete seinen frisch eingeatmeten Rauch langsam aus. „Obahogdal meinst du?“

Die Eule nickte. „Mindestens genauso lange nicht mehr wie mich?“

Penji ballte seine linke Faust, seine Augenbrauen zuckten sogar etwas.

„Bist du es nicht leid, deiner alten Tätigkeit nicht mehr nachgehen zu können?“, fragte die Eule.

„Natürlich bin ich das.“

„Und das alles nur wegen des Ordens“, betonte Galidorf. „Wir müssen sie endlich strategisch zerschlagen, sonst kommen wir niemals voran.“

„Als wir hergekommen sind, wurden wir sogar vom Orden angegriffen. Man kann sich so gut wie gar nicht mehr zwischen den Inseln ohne den Honey-Stream bewegen“, gestand Nekhbet. „Mein alter Schüler ist uns wieder aufgelauert.“

„Dula’Rom? So ein hohes Tier hat euch attackiert und ihr seid ohne einen Kratzer entkommen?“

„Wir sind keine Anfänger“, sagte Penji. „Außerdem ist Nekhbet ein Shampotte. Manchmal vergessen diese Schwachköpfe, dass sie gleichauf den Weisen sind, was die Stärke angeht.“

„Nichtsdestotrotz ist das ganze Vorhaben kompliziert. Unzählige Leute wurden schon darauf angesetzt und Unmengen an Geld verbrannt. Aber die Sabotagen rund um das One-Umir-Projekt müssen beendet werden“, sagte die Eule.

„Aber wart ihr euch nicht damals schon sicher, dass der Orden dahinter steckt?“, wunderte sich der Mops.

„Wir können nicht alle Spuren auf den Orden zurückführen. Irgendetwas stimmt bei der ganzen Situation nicht. Wir wissen nicht, wer der Drahtzieher *dahinter* ist.“

„Nach dem Tod des damaligen Oberhauptes wurde alles nur schlimmer“, ergänzte Penji.

„Diese Operation hat eine ewig lange Planung mit sich gezogen, aber war zu diesem Zeitpunkt ein voller Erfolg. Wir dachten, der Orden würde dadurch zerfallen. Doch mit der Zeit stellte sich heraus, dass das Gegenteil der Fall war: Es haben sich seitdem immer mehr Leute angeschlossen, sie wuchsen über alle Inseln in Umir hinweg und haben unzählige starke Krieger hervorgebracht. Ihr neuer Kopf, Zig Vapo’Rol, ist derzeit unser größtes Problem.“

Galidorf wühlte in seinen Unterlagen herum. Er packte eine Karte von Umir auf den Tisch. Dort war der innere Ring mit allen Honey-Stream-Verbindungen aufgezeichnet. Die Inseln waren benannt, auch die im äußeren Ring. Die meisten waren bunt gezeichnet. Manche wie Aloria vollständig grün. Die in den Eisgebieten waren weiß und blau, die in den Wüsten mehrheitlich hellbraun. Doch einige Inseln waren lediglich grau umrissen und unbenannt, als wären diese nicht erschlossen.

„So eine detaillierte Karte von Umir habe ich noch nie gesehen“, sagte Penji.

„Solche gibt es nur hier auf der Hauptinsel.“

„Was ist mit den grauen Inseln?“, fragte Nekhbet.

„Das sind alles unerforschte Inseln. Wie ihr wisst, ist der Bereich zwischen Eis und Wüste sehr sensibel seit den Vorfällen von damals. Auch der Sumpf ist gefährlich, weswegen wir wenig Aufzeichnungen haben. Aber konzentrieren wir uns auf die Punkte im inneren Ring direkt um die Hauptinsel. Ihr wisst ja, dass es hier durchaus wolkig und neblig ist. Diese Gebiete lassen sich kaum beobachten oder strukturiert absuchen. Daher vermuten wir, dass irgendwo in unserer Nähe, wahrscheinlich in Richtung Summoria eine Basis des Ordens liegen muss, in dem sich Zig versteckt."

„Sollen wir ihn zuerst finden?", schlug Nekhbet vor.

„Das wäre ideal, aber überstürzt. Wir müssen herausfinden, ob er nur eine Marionette ist. Sollte er sterben und der Orden funktioniert weiterhin, haben wir nichts gewonnen."

Nekhbet wurde ungeduldig. „Wie können wir dafür sorgen, dass der Orden auseinanderfällt?"

„Soweit wir wissen sind die wichtigste Säule nach dem Anführer ihre *fünf hohen Tiere*. Zu ihnen zählt auch Kaito. Wenn wir sie allesamt eliminieren, wird das Schockwellen durch den Orden schlagen und sie destabilisieren."

Penji stand auf und drückte dabei seine Zigarre in einem gläsernen Aschenbecher auf dem Schreibtisch aus. „Also? Womit fangen wir an?"

Galidorf lachte. „Bist du dabei?"

„Es dem Orden heimzuzahlen ist Motivation genug!"

Die Eule lachte noch lauter und schlug vor Freude auf den Tisch. Die Flasche Honigschnaps fiel beinahe um, aber er fing sie rechtzeitig auf. „Im Moment ist das Wich-

tigste, dass ihr euch in Richtung Summoria bewegt und einen potenziellen Angriff abwehrt. Eure Kraft ist unerlässlich gegen den Orden.“

Nekhbet und Penji sahen sich an. Die beiden teilten einen entschlossenen Blick. Der Mops reichte der Eule seine Pfote. Galidorf schlug freudestrahlend ein und gab ihm mit der anderen Hand den Honigschnaps. „Ich wäre stolz auf dich, wenn die bis nach Summoria reicht.“

„Um der alten Zeiten willen“, sagte der Mops.

„Ich stehe ewig in eurer Schuld!“

Die beiden verließen das Arbeitszimmer und gingen den langen Flur zurück. Die Eule rief ihnen noch hinterher: „Wir sehen uns auf Summoria wieder, versprochen!“

* * *

Kaum ging Nero durch die Tore der heiligen Hallen, schlossen sie sich auch schon wieder, was die Flure in absoluter Dunkelheit verschwinden ließ. Aber an dessen Ende war ein kleines Licht, das immer dichter kam.

„Dieses Licht“, flüsterte ich zu mir selbst. „Der lange Flur...wie in meinem Traum.“

Es breitete sich völlig natürlich aus, als würde die Sonne aufgehen. Die Flure wurden heller und ich erkannte, dass ich vollständig von Glas umgeben war: oben, unten, links und rechts – als wäre ich in einem begehbaren Aquarium. Überall schwammen Fische in allen erdenklichen Formen und Farben. Riesige Seeungeheuer zogen an mir vorbei. Vom Weiten erkannte ich die

Bestie, die draußen über den Weg gesprungen war und mir seinen tödlichsten Blick zuwarf.

Das Innenleben des Aquariums war wie eine alte, verlassene Unterwasserwelt. Kaputte Häuser und Tempel aus Gestein, die von Unterwasserpflanzen überwachsen waren, wo sich zudem Muscheln, Seesterne, Krabben und Algen wie in einem Riff anhäuften. Die Artenvielfalt und farbenfrohe Pracht der Lebewesen ließ mich die Symbiose erkennen, in der die Organismen miteinander lebten. Mir wurde klar, dass dieses Becken mit dem Wasser außerhalb des Tempels verbunden war.

Ich war eingeschüchtert und fasziniert zugleich. Einerseits war der Anblick atemberaubend, andererseits störten die vereinzelt angebrachten Glastüren. Sie waren von innen verschlossen, als könnten sie aus einer Zentrale heraus geöffnet werden, sodass Wasser und die furchterregenden Raubfische den Flur fluten würden. Durch diese riesigen Hallen würde man es niemals lebend heraus schaffen. Vielleicht könnte man kurz vor den Seeungeheuern wegschwimmen und sich in einer der antiken Bauten verstecken, aber unmittelbar würde einem die Luft ausgehen.

Ich bewegte mich auf das Ende des Flures zu. Es war, als würde ich das Repräsentantenhaus eines Senats betreten. Hier war ebenso alles verglast, bis auf den mehrere Meter hohen Anbau aus Gestein, der sich in der Mitte befand. Dort ragten drei übergroße goldene Throne in gleichem Abstand aus dem Felsen. Auf ihnen saßen drei Tiere, die mich ansahen. Es war gruselig, wie gewaltig sie waren. Sie erinnerten mich an Wadjet, der für eine Schlange ebenfalls absolut überdimensioniert

war. Die Weisen sahen aus wie Adlige. Eigentlich traute ich mich nicht, noch dichter an sie heranzugehen, aber ich erkannte einen kleinen Kreis aus Stein, der mitten im Glas eingelassen war, und stellte mich genau auf diese Fläche.

„Hat die Schlange dich geschickt?“, fragte mich der Fuchs mit seiner tiefen Stimme. Er saß in der Mitte und war meiner Meinung nach am kleinsten von den dreien, auf jeden Fall ein wenig kleiner als Nekhbet. Sein Fell war gemeinhin orange-rötlich, seine Ohren jedoch schwarz von außen gefärbt, von innen wiederum weiß, genauso weiß wie das Fell um seine Schnauze und den Hals herum. Er trug einen violetten Anzug, verziert in goldener Farbe sowie einer goldenen Weste, mit hellem Hemd, violetter Fliege und weißen Schuhen.

„Richtig, eine Schlange namens Wadjet. Er meinte, Sie können mir helfen.“

„Helfen wobei?“, fragte der Affe. Seine Stimme war nochmal tiefer als die des Fuchses. Er saß rechts und strotzte nur so vor Muskelkraft. Gezeichnet von seiner schwarz-grauen Haut und ein paar letzten Haaren auf dem Kopf, hatte er den grimmigsten Blick von den dreien. Sein hautenger roter Anzug schien bald aus allen Nähten zu platzen, denn an den Ärmeln drangen seine Adern durch. Neben der roten Hose und den weißen Schuhen trug er eine dunkelgraue Weste, mit weißem Hemd und einer roten Krawatte, die perfekt zum Anzug passte. Ich schätzte den Affen größer als den Fuchs ein, sogar größer als Nekhbet.

Ich schob die Ärmel meines madhuvanischen Mantels nach oben. „Den Finsterfluch loszuwerden.“

„Wie bist du hergekommen?“, fragte er.

„Das mag etwas komisch klingen für Sie. Ich bin mit dem Flugzeug zu den Bermuda-Inseln geflogen und...“

„Wie bist du zum Flugzeug gekommen?“, unterbrach er mich.

„Ich bin von zu Hause los, aber plötzlich saß ich im Flieger, ohne mich...“

„Und davor? Hattest du Albträume?“

„Ständig. Es ging los, als...“

„Was ist der letzte, an den du dich erinnern kannst?“

„Dort war ich in einem dunklen Tunnel mit einem Licht am Ende, genau wie in diesem hier. Aber kurz vorher hat mich ein Greif weggeschnappt, ich denke, es war dieser Kaito.“

„Was ist dann passiert?“

Von der hektischen Fragerei begannen meine Hände zu schwitzen und kalt zu werden. „Er hat mich fallen lassen und ich bin in eine glitzernde Wand gefallen, die aussah, wie das Portal, durch das ich hergekommen bin.“

Dann erhob das Pferd seine Hand, um zu signalisieren, dass es übernehmen wird. Es saß links und sah am elegantesten aus. Gekennzeichnet durch einen weißen Pferdeschweif, trug es einen blauen Anzug, mit goldenen Verzierungen, einem goldenen Einstecktuch, sowie einer goldenen Weste, mit goldener Krawatte und einem weißen Hemd. Die Hose war passend blau, aber wiederum weiße Schuhe, die sich abhoben. Zudem trug es eine goldene Trense um die Schnauze, die jedoch nicht wie Zaumzeug, sondern wie Schmuck aussah. Es war mit Abstand am größten und ragte mit dem Kopf bis an das

Ende des Throns, der mindestens zehn Meter hoch war, wie ein zweistöckiges Haus.

Das Pferd streckte die rechte Hand aus. Sofort fiel mir der leuchtend blaue Ring auf, der so grell leuchtete, dass ich meine Augen zusammenkneifen musste. Ein Teil des Rings löste sich ab, ähnlich dem Rauch, der entwich, als ich einen Teil meiner Seele in Form eines Steines freisetzte. Dieser Rauch bewegte sich langsam und gleichmäßig auf mich zu. Er formte sich nach und nach in einen kleinen blauen Ring. Dieser leuchtete allerdings nicht so kräftig wie sein Original. Ich streckte die Hand aus und ließ den Ring näherkommen.

In dem Moment, als sich der Ring um meinen linken Ringfinger schnürte, ging ein Pulsieren durch meinen Körper, das mich komplett aus der Welt katapultierte. Es war, als würde ich durch das Universum geschossen werden. Alles war bunt und weit, aber gleichzeitig dunkel wie die Nacht. Ich raste mit extremer Geschwindigkeit an Sternen vorbei, konnte kaum noch etwas erkennen und wurde immer schneller. Ich biss die Zähne zusammen und kniff die Augen zu. Die Menge an Informationen konnte ich nur schwer verarbeiten. Ich sah wunderschöne Natur, in Form von Bergen, Wäldern und Gewässern. Friedliche Tiere, auf einer Wiese, bei einer leichten Sommerbrise und klarem Himmel. Im nächsten Augenblick wurde ich langsamer, so langsam, bis ich beinahe stehen blieb, aber noch die letzten Momente genießen konnte.

Als ich kurze Zeit später meine Augen öffnete, war ich wieder bei den Weisen. Ich schob erneut die Ärmel hoch. Meine schwarzen pulsierenden Adern waren verschwun-

den. Verblüfft blickte ich zum Pferd auf. „Ich fühle mich so lebendig wie früher!“

Es nickte mir zu und begann leicht zu grinsen. Der Einzige von den Weisen, der bisher überhaupt Emotionen zeigte. Mit seiner ebenso tiefen Stimme sprach es mir Mut zu: „Wie alle unsere Ringe schenkt er dir die *Kraft*, die dir fehlt. Er reinigt deinen *Geist* und bringt die *Güte* in dir hervor.“

Das Pferd sprach so ruhig, dass die Pausen zwischen den Sätzen wie tiefe Atemzüge wirkten. „Die Güte entstammt der Sonne. Deswegen nennen ihn manche auch den Ring des Lichtes. Wisse das Licht zu nutzen und du wirst Unglaubliches mit ihm vollbringen können.“

Ich bewunderte den Ring an meiner Hand. Das Leuchten nahm langsam ab und er pulsierte stattdessen rhythmisch, genau wie die anderen Ringe, die ich bisher sah. Es schwirrten mir Unmengen an Fragen durch den Kopf, die ich loswerden wollte, jetzt wo mein Verstand wieder klarer war.

„Wundert ihr euch nicht, dass ich nicht von Umir komme, aber trotzdem den Finsterfluch habe?“

Der Affe brummte. „Du bist nicht der Erste, der deswegen zu uns gekommen ist.“

„Es gab vorher schon Menschen von der Erde, die uns besucht haben“, sagte der Fuchs.

„Wie ist das möglich?“

„Wir verstehen selbst nicht, wie sich das Portal öffnet und warum Umir dich gerufen hat.“

Ich knirschte mit den Zähnen. Meine Hoffnung, wenigsten von den Weisen Antworten zu erhalten, schien dahin.

„Du hast vorhin Kaito erwähnt“, warf das Pferd ein.

„Ihn habe ich öfter in meinen Albträumen gesehen, da bin ich mir mittlerweile sicher“, erwiderte ich.

Der Affe brummte erneut. „Dahingehend bist du auch nicht der Erste. Von den Erdlingen haben wir immer wieder gehört, dass sie eine Verbindung zu einem Anhänger des Ordens hatten.“

„Verbindung?“, hakte ich nach.

„Du hast Visionen vom Greif, und er hat welche von dir. Ihr könnt gegenseitig in eure unmittelbare Zukunft blicken.“

Mir lief es eiskalt den Rücken herunter. Umgehend versuchte ich, mich an meine Träume zu erinnern, ob ich andere Szenarien gesehen hatte, die mit ihm verbunden waren.

„Aber keine Angst“, brachte sich das Pferd wieder ein. „Diese Visionen sind oft wirr und chaotisch. Nicht alles, was du dort siehst, trifft auch zu. Einiges wird durcheinandergewürfelt und es kann sein, dass es gar nicht *dieser* Greif war. Vielleicht hast du jemand anderes gesehen und kannst dich nicht mehr daran erinnern.“

Ich konnte mich nur noch spärlich an meine Albträume zurückerinnern. Seitdem ich den Ring trug, waren meine gespenstischen Visionen verpufft. Als wäre die Leitung zwischen dem Finsterfluch und meiner Seele gekappt worden.

„Eine Frage habe ich noch.“ Der Fuchs sah mich eindringlich an und rümpfte sanft seine Nase. „Hat dir der **Shampotte des Lebens** etwas...*empfohlen*?“

„Wadjet? Er meinte, ich soll seine alte Freundin Ivy Izzard um Rat bitten, sie könnte angeblich den Finsterfluch heilen."

Der Affe begann lautstark zu lachen und fiel beinahe vom Thron. „Er versucht es aber auch immer wieder!"

Ich zuckte mit den Achseln. „Was ist so komisch?"

„Als seine Freundin würde ich sie nicht bezeichnen", sagte der Fuchs. „Außerdem hat sie seit über zweihundert Jahren keiner mehr gesehen."

„Seit zweihundert Jahren?!"

„Es gibt nur eine einzige Person, die dir eine Spur geben kann", sagte das Pferd. „Die Honeymora."

„Wer ist das?"

„Das Oberhaupt der Honig-Inseln. Sie lebt auf Summoria, der Hauptinsel."

„Ist das hier nicht die Hauptinsel?"

„Das ist die Hauptinsel von Umir", erklärte der Fuchs. „Summoria ist die Hauptinsel der Honig-Inseln."

Ein Aha-Erlebnis stellte sich bei mir ein und ich nickte unterbewusst.

„Du solltest sie aufsuchen. Wir werden dafür sorgen, dass sie dich erwartet", sagte das Pferd und stand auf. Aus seiner rechten Hand erzeugte es eine kleine Sonne und setzte sich auf diese, um darauf zu mir nach unten zu schweben. Als es landete, verschwand das Licht wieder in seinem Ring. Im Hintergrund sah ich, wie die anderen beiden Weisen fortgingen.

„Wir sollten jetzt los", sagte das Pferd und bückte sich etwas zu mir nach unten. „Du kannst mich übrigens Lifo nennen."

„Ich bin Nero!"

„Schön dich kennenzulernen, Nero.“

Wir gingen gemeinsam den langen Flur zurück zu den großen Toren. Ich wunderte mich, ob dieses gewaltige Tier überhaupt dort durchpassen würde.

* * *

Kiwi und Zephyrion warteten bereits vor den Toren der heiligen Hallen, als Nekhbet und Penji auch zurückkamen.

Penji nickte ihr gezwungen zu: „Golfasin.“

„Meils“, erwiderte sie mit verdrehten Augen.

Eine peinliche Stille zog auf. Kiwi und Penji sahen nach unten, Zephyrion gespannt in Richtung der Tore, Nekhbet schweifte mit seinem Blick nach oben auf die Flure. Kurze Zeit später öffneten sich die heiligen Hallen.

Penji und Nekhbet mussten beim Größenunterschied von Lifo und mir grinsen. Die eben noch grimmigen Wachen blickten allesamt in Richtung des Weisen. Ihre Augenlider zogen sich nach oben und ein freundliches Lächeln breitete sich aus.

Lifo verdrängte die angespannte Stimmung zwischen Penji und Kiwi mit seiner bloßen Anwesenheit. Kiwi war gleichzeitig glücklich und ehrfürchtig, endlich wieder einem der Weisen zu begegnen. Das Pferd begrüßte die Gruppe, doch gegenüber Nekhbet verneigte er sich sogar ein wenig, und der Geier sich ebenso vor ihm.

Wir gingen in Richtung Ausgang, nur Kiwi ließ sich Stück für Stück fallen, um neben Lifo zu gehen. Bevor sie ihn etwas fragen konnte, streckte er seine Hand aus und entsandte ebenso einen Teil seines Ringes in Form

von Rauch in ihre Richtung. Der Ring schmiegte sich umgehend an ihre rechte Hand, die sich automatisch ausstreckte. Der blaue Ring schimmerte und ihr ganzer Mantel leuchtete für mehrere Sekunden auf. Mir war, als würde sie genau dieselben Dinge sehen, die ich kurz vorher. Als das grelle Leuchten abklang, fasste Lifo ihr sanft über die Schulter.

„Du wirst die Güte des Ringes auf deiner Reise brauchen."

Sie sah ihn mit großen Augen und offenem Mund an. „Ich weiß gar nicht, wie ich mich bedanken soll..."

„Schon gut. Wie geht es Soffi und ihrer Familie?"

„Sie konnte uns leider nicht begleiten..."

Er blickte nachdenklich in Richtung Ausgang. „Ich werde wohl mal wieder Celestia besuchen."

Als wir oben vor den endlosen Treppen standen, blieb Nekhbet stehen. „Ich werde nach der Insel suchen, auf der sich der Orden versteckt hält. Für mich ist es unbegreiflich, dass es Gebiete im inneren Ring gibt, die ich nicht kenne."

„Dann fahren wir mit dem Honey-Stream nach Summoria und wir treffen uns morgen dort?", versicherte sich Penji.

Nekhbet nickte ihm entschlossen entgegen, dann hob er auch schon ab und verschwand innerhalb weniger Sekunden in den Wolken. In atemberaubender Rasanz durchbrach er das Firmament, während seine Flugbahn von einem wütenden Tanz der Winde begleitet wurde. Die Lüfte bebten in Ehrfurcht, als seine Geschwindigkeit sie wie zornige Götterpeitschen schlug.

„Wir brauchen dich unbedingt morgen zurück!“, rief Penji ihm noch nach.

„Das hat er niemals gehört!“, sagte ich und begann zu lachen. „So schnell ist er mit uns nicht geflogen!“

„Da hast du Recht“, stimmte er ein.

Auf einmal griff Lifo uns drei und wir hoben zusammen ab. „Wir nehmen eine Abkürzung!“

Mit der kleinen Sonne, mit der er vorhin schon durch die Luft schwebte, flog er uns rüber an den Port, mit dem wir in Richtung der Honig-Inseln gelangen würden. Keine Minute später kamen wir an und er setzte uns vorsichtig ab.

„Ich glaube an euch!“, sagte er noch, bevor er wieder abhob, um nach Celestia zu fliegen. Ich winkte dem freundlich grinsenden Pferd hinterher, genau wie Kiwi und Penji.

„Jetzt glauben schon zwei Leute an mich“, nuschelte ich, während mir der überwältigende Eingang des Honey-Streams imponierte.